

2018

Gustav Wentz

Am Wegesrand / Fotograf Tom Thöne schreibt mit an neuem Kapitel der Fotogeschichte

6

Klaus Offergeld

Schicht im Schacht / Wenn 2018 das Bergwerk Prosper-Haniel in Bottrop seine Pforten schließt, dann fährt auch der Oberhausener Bergmann Jürgen Jakubeit seine letzte Schicht. Das Aus für den deutschen Steinkohle-Bergbau ist seit Jahren beschlossene Sache.

34

Rainer Suhr

Radeln mit Reuter / Der Sterkrader Kabarett- und Klavierkünstler zeigt „sein“ Oberhausen

40

Gustav Wentz

Sauerländerin mit rheinischer Prägung / Christine Vogt leitet die Ludwig Galerie im Schloss Oberhausen jetzt ein Jahrzehnt lang mit stetig wachsendem Erfolg.

46

Gustav Wentz

Kuro gab ein Beispiel / Ein engagierter Mitbürger und kultureller Multi-Meister hat uns verlassen

50

Gustav Wentz

Vom Kindergarten zum Kleinkunst-Tempel / Eine städtische „Tochter“ hat in den letzten Jahrzehnten das getan, was die „Mutter“ nicht mehr durfte: Sie kümmerte sich um die gebaute Stadtentwicklung

60

Ralph Wilms

Er brennt fürs Theater / Florian Fiedler holte ein junges Team an den Will-Quadflieg-Platz

72

Gustav Wentz

Die Visionen reichen bis ins Jahr 2030 / Oberbürgermeister Daniel Schranz hat Gefallen am Amt gefunden. Viele Aufgaben erfordern Beharrlichkeit und langen Atem.

79

Nadine Gewehr

Das brachliegende Erbe der Eisen- und Stahlindustrie / Das Ende von Hochöfen und Zechen hat Oberhausen vor viele Probleme gestellt. Es hat der Stadt aber auch etwas hinterlassen: riesige Flächen mit hohem Potenzial für Neues. Große Projekte wurden bereits realisiert, aber es bleibt noch viel Luft nach oben.

84

Klaus Offergeld

Generationen für den Dienst am Menschen / Die Schwestern Beata und Kerstin-Marie leisten im Vincenzhaus seit Jahren und Jahrzehnten selbstlose Arbeit für Bewohner, Gläubige und für die Arenberger Dominikanerinnen

93

Michael Petrykowski

Der Fahrgast auf „Verwöhnkurs“ / Die Kunden der STOAG haben im Laufe der letzten Jahre und Jahrzehnte von vielen Neuerungen profitiert. Waren Fahrgäste früher ein sogenannter Beförderungsfall, ist heute ein umfassender Kundenservice dem innovativ orientierten Verkehrsunternehmen wichtig.

99

Lars von der Gönna

Mit dem Herd Richtung Hochofen / Jörg Hackbarth startet vor 25 Jahren in einem öden Industriegebiet

102

Gustav Wentz

Das alte „Stadtwerk“ ist längst auf dem Weg in die Zukunft / Oberhausens Energieversorger evo versteht sich als Energiedienstleister – und ist dabei noch manches mehr

111

Reinhard Schüssler

Das versteckte Kleinod / Der Golfclub Oberhausen auf dem ehemaligen Gelände der Zeche Jacobi zieht auch Spaziergänger und Radfahrer an

114

Michael Petrykowski

Am Rand des ewigen Eises / Carla Henning war drei Wochen in der Antarktis unterwegs. Die Doktorandin aus Oberhausen untersuchte dort die Struktur des Eises. Es war eine überaus faszinierende Reise in eine bizarre Welt.

120

Gustav Wentz

Mehr als „Frau der Zahl“ / Maria Guthoff, Geschäftsführerin der Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH, arbeitet ruhig, gewissenhaft und kraftvoll am Wohl der Bürger unserer Stadt

126

Peter Voss

Ein Zeichen für die Zukunft / Die neue Tribüne im Stadion ist auch ein Symbol für den stetigen Wandel bei RWO

132

Martina Nattermann

Schafe, Gänse und eine Auszeit im Grünen / Aus dem alten Vereinsheim von Juspo Frintrop ist am Läppkes Mühlenbach ein idyllischer Rast- und Ruhepunkt geworden

138

Dirk Hein

Die Millionen-Idee aus dem Kinderzimmer / Ralf Reichert gehört zu den Urvätern professioneller Computerspiele-Wettbewerbe. Eine Oberhausener Erfolgsgeschichte

144

Martin Berger	
Ein großer Motivator / Der 78-jährige Hans Abel führt die Tischtennisspieler der Lebenshilfe von Meisterschaft zu Meisterschaft	150
Denise Ludwig	
Was Uhren zu erzählen haben / Jeder Zeitmesser hat eine Geschichte. Die Uhrmachermeister bei Schmiemann kennen einige davon. Ein altes Handwerk in modernen Zeiten. Und ein Stück Luxus an einem ungewöhnlichen Ort.	156
Michael Bresgott	
Der Norden macht sich schick / Millionen für die Stadterneuerung in Osterfeld und Sterkrade	161
Gustav Wentz	
Ein Schatz von unbekanntem Wert / Im Historischen Archiv der Stadtparkasse Oberhausen befindet sich eine der größten Notgeldsammlungen Deutschlands	166
Gudrun Mattern	
Kinoleiterin mit Herz und Teamgeist / Petra Rockenfeller liebt ihren Job als Filmtheater-Managerin der Lichtburg	170
Marcel Sroka	
Der CVJM: Seit 150 Jahren immer da für Jugendliche / An der Marktstraße betreibt der Verein mit christlichen Wurzeln eine der zentralen Anlaufstellen für junge Oberhausener, die ihre Freizeit nicht allein verbringen wollen. Für sozial benachteiligte Kinder gibt es seit 2005 einen Mittagstisch.	176
Peter Voss	
Export-Schlager Fußball / Der Oberhausener Frank Peters trainiert chinesische Talente für ein großes Ziel	180
Dirk Hein	
Ein Stück Alstaden auf Mallorca / Ein Fußballer erfüllt sich in Cala Ratjada einen Traum: In der Partyhochburg führt er eine angesagte Cocktail-Bar	186
Gustav Wentz	
Die neueste Neuheit / KundenServiceCenter – mit Telefon, Chat und Videoberatung – der direkte Draht zur Stadtparkasse Oberhausen	190
Helmut Kawohl	
Chronik – Blick zurück auf 2017	193



OBERHAUSEN '18

35. JAHRBUCH

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:

Printpublisher Plitt GmbH, Oberhausen, in Zusammenarbeit mit der OWT Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung GmbH und mit freundlicher Unterstützung der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen

KONZEPT UND REDAKTION:

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Gustav Wentz

GESTALTUNG UND HERSTELLUNG:

Printpublisher Plitt GmbH, Oberhausen

TITELBILD:

Aus Oberhausen hat sich der Bergbau schon länger verabschiedet: Steigerhaus und Fördergerüst der alten Zeche Osterfeld

Foto: Tom Thöne

November 2017

© Alle Rechte vorbehalten – Nachdruck auch auszugsweise nur mit Genehmigung des Verlages

AM WEGESRAND

Fotograf Tom Thöne schreibt mit an neuem Kapitel der Fotogeschichte.

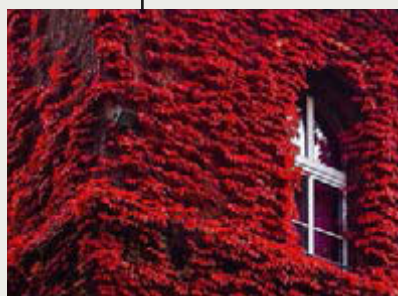
Von Gustav Wentz



Thöne – 1962 in Gelsenkirchen-Buer geboren – hat in Dortmund Visuelle Kommunikation und Fotodesign studiert, wurde 1989/90 bei der WAZ Oberhausen als Fotoredakteur Nachfolger der stilprägenden Ruth Gläser und arbeitet seit Jahren für den Fotopool der Funcke Mediengruppe in Essen. Mit der Handykamera für Zeitungen zu arbeiten, gilt noch als relativ verpönt, doch es ist wohl nur noch eine Frage der Technik (und der Zeit), bis das iPhone einen weiteren Sieg feiert.

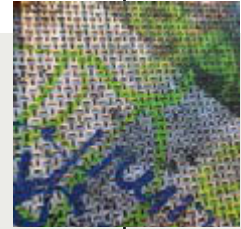
Zwanzig Jahre sind noch nicht vergangen, seit Handy-Kameras ein neues Kapitel in der Fotogeschichte aufschlugen. Wie es Neuheiten so geht, wurde auch diese zunächst belächelt. „Ich habe ein Faible für Technik“, sagt Tom Thöne (links), der Fotograf, dessen Handy-Fotos hier und auf den nächsten Seiten zu sehen sind. Thöne fotografiert mit einem iPhone aus dem Hause Apple: „Derzeit habe ich die vierte Generation immer in der Tasche“, lächelt er, „aber von Generation zu Generation sieht man regelrechte Sprünge. Sie stehen nicht mehr weit von einer guten Profikamera entfernt.“

Die hier zu sehenden Bilder haben den Titel „Am Wegesrand“, weil sie auf den zahllosen Fuß- und Radtouren entstanden sind (täglich entstehen weitere), die der in Osterfeld lebende Tom Thöne unternimmt: „Zu Fuß lege ich am Tag zwischen acht und fünfzehn Kilometer zurück, mit dem Rad mache ich im Jahr rund zweitausend“, gibt er zu Protokoll. Und: Er drückt immer mal drauf, wenn er „was“ sieht. Das kann Banal-Beiläufiges, Skurril-Merkwürdiges, Kitschig-Romantisches sein. Manches scheint frei von Sinn, entzieht sich der beschreibenden Sprache, lebt nur von der Freude an Form und Farbe. Poesie by Handy – siehe oben.



Rot ist dramatisch:
Wilder Wein und Abend-
himmel, als Untergrund
für eine weißgesprayte
Sehnsucht oder signal-
haft auf einem Bergbau-
Relikt.





Der Frühling lässt's in
Oberhausen allüberall
sprießen, das frische
Grün.

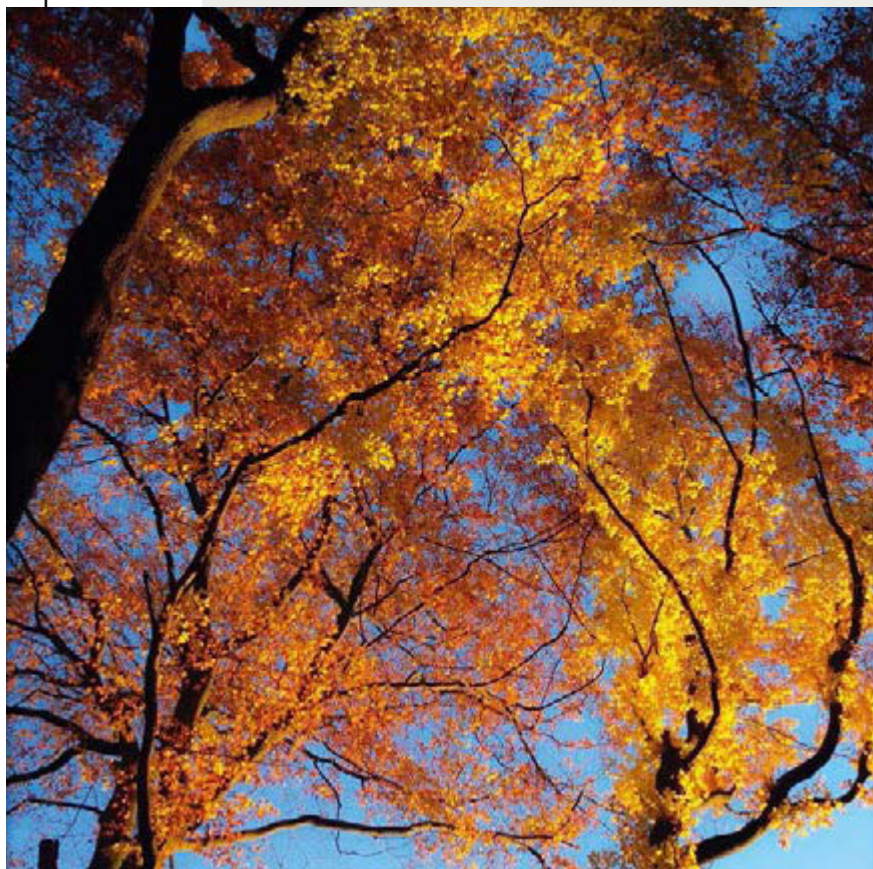


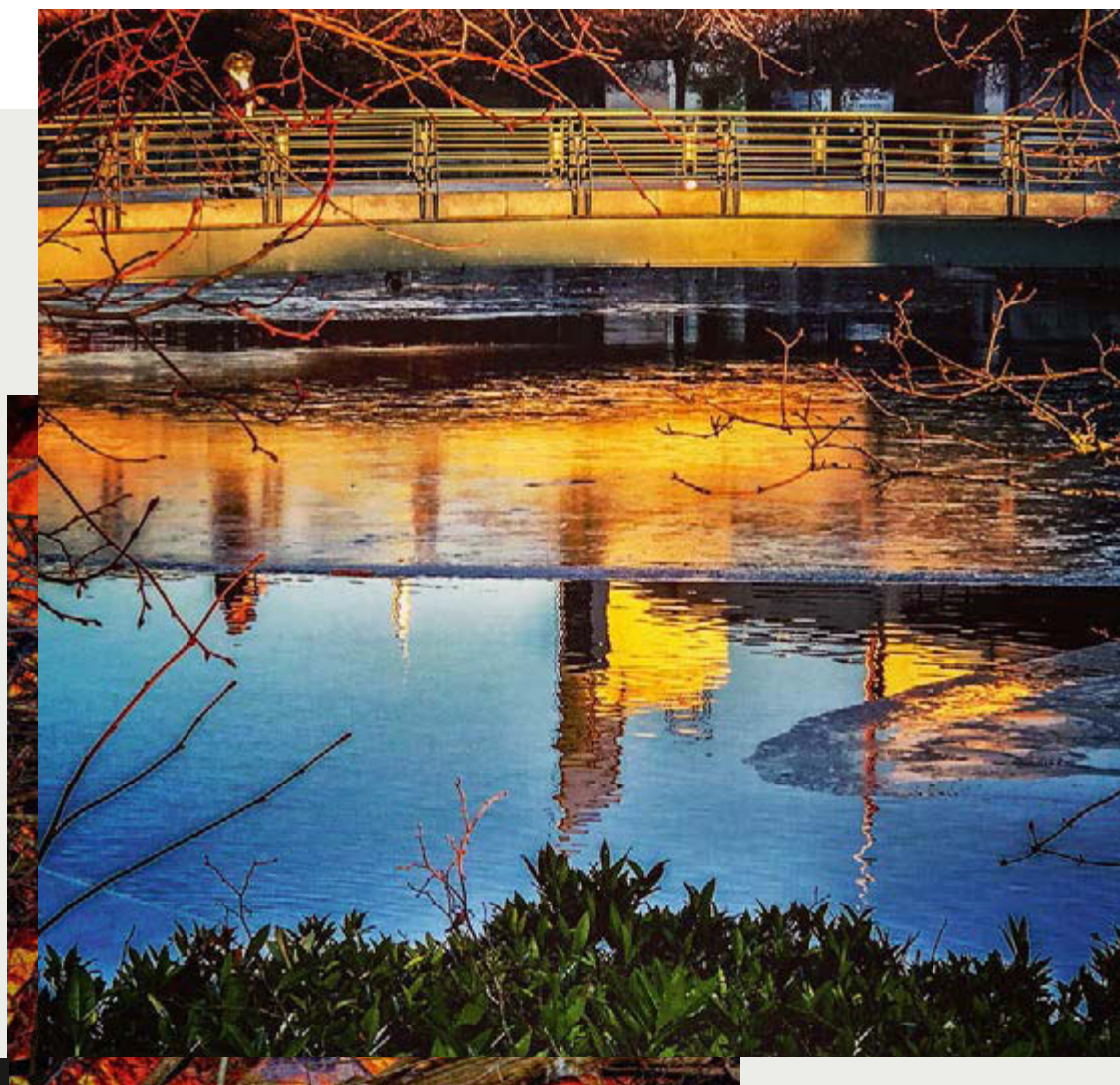


Gewitterstimmung im
Olga-Park.

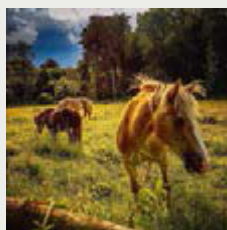
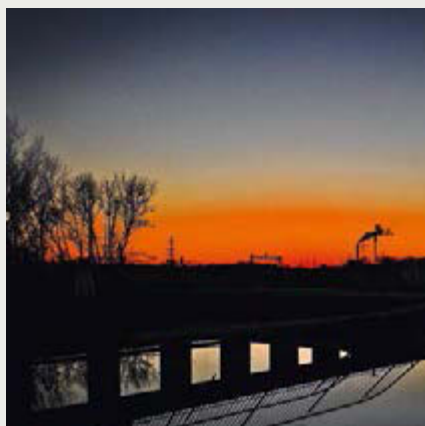


Der Malermeister
Herbst streicht in Orange
– feuriges Laub an
Bäumen ebenso wie die
Schnecke auf dem Weg
ins Winterquartier.

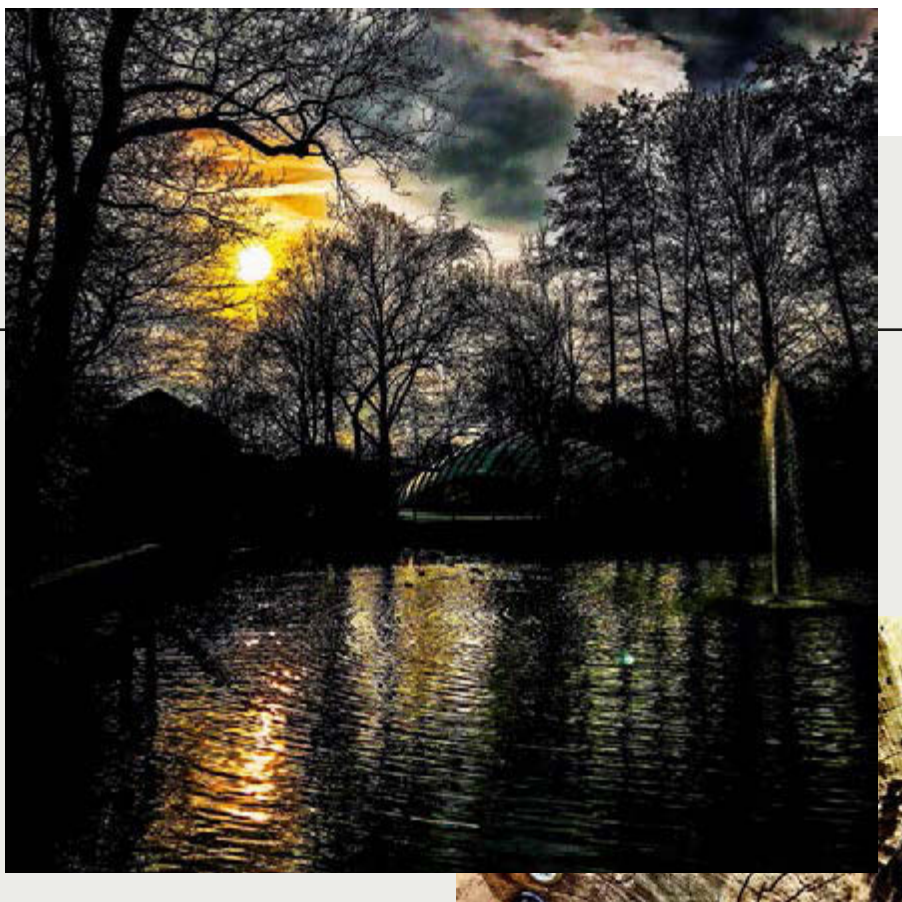
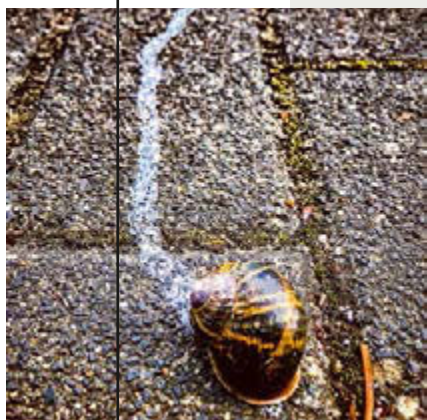




Spiel mit Farben – in Gewässern gern und auch im Pferdehaar möglich.

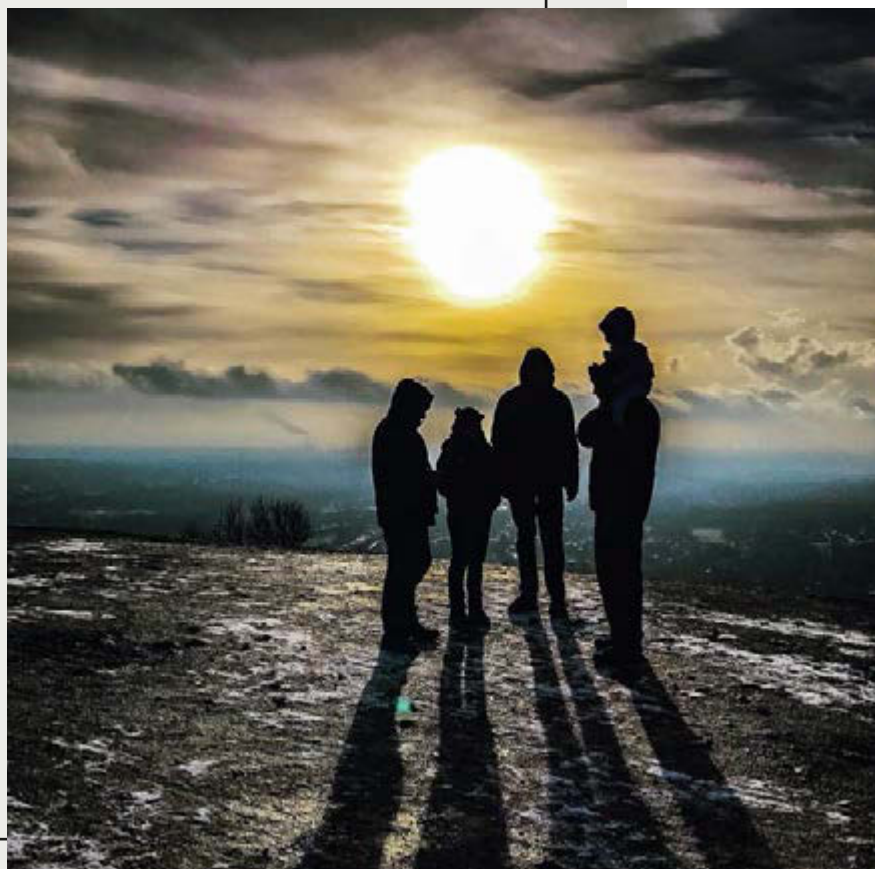


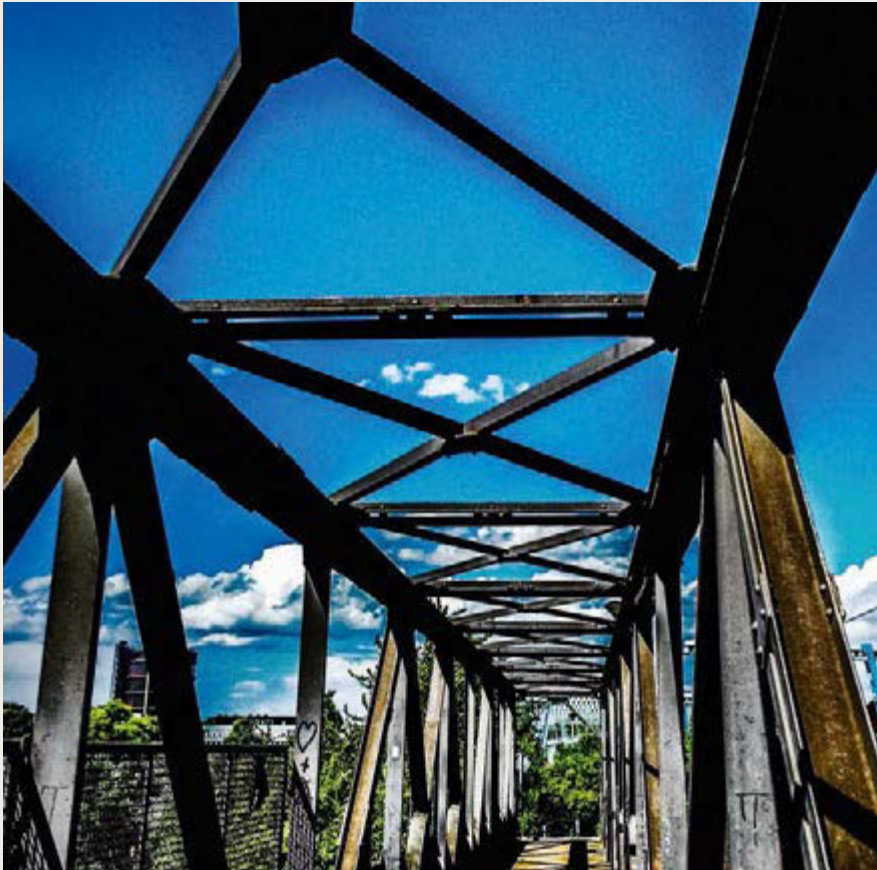
Mächtig und scheinbar
ewig brüstet sich die
Natur – die Schnecke
kümmert's nicht.





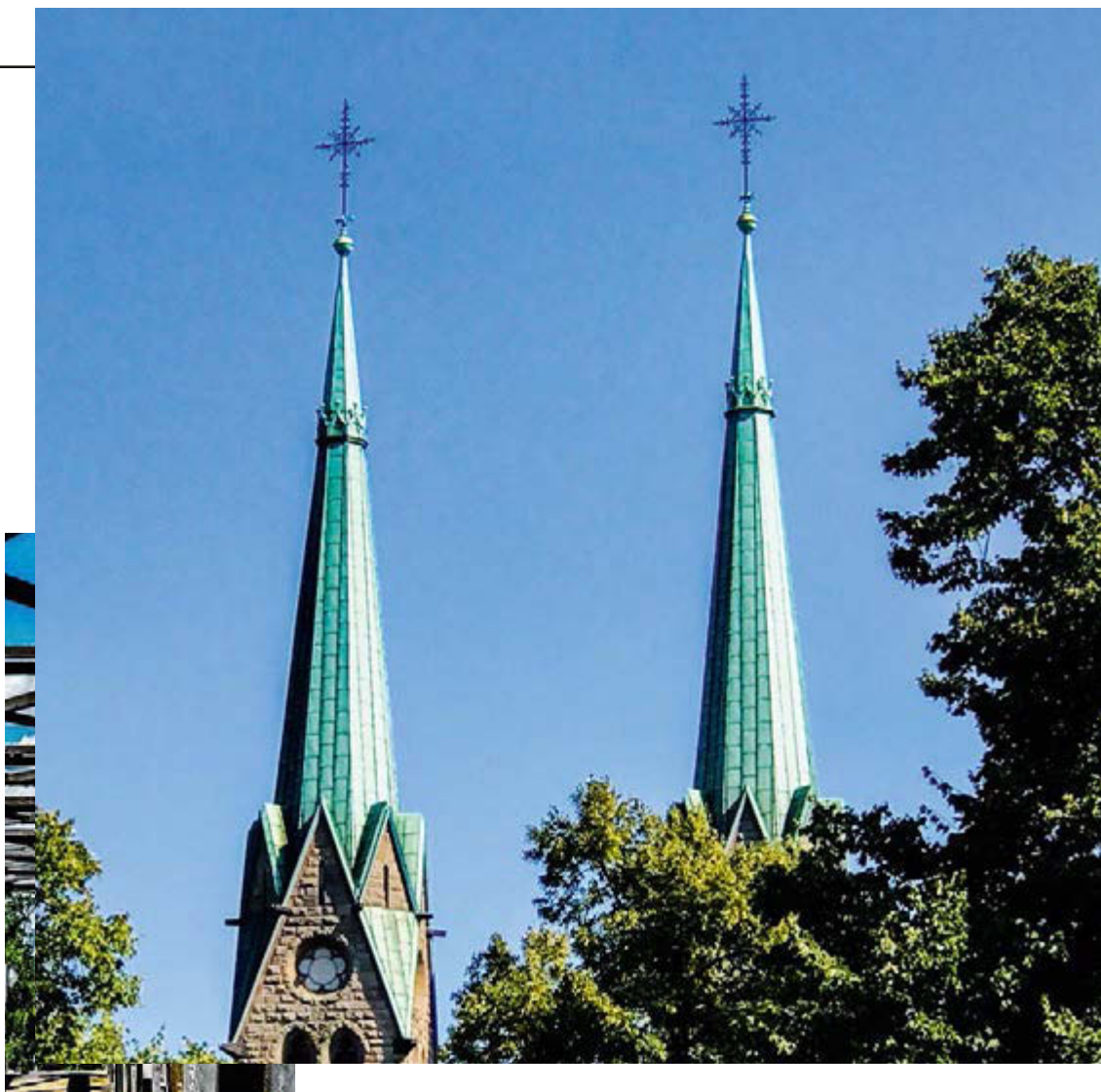
Beisammensein hat
viele Facetten...





Eiserne Brücke, kahler
Baum, kultiger Krake,
vom Frieden ein Traum.





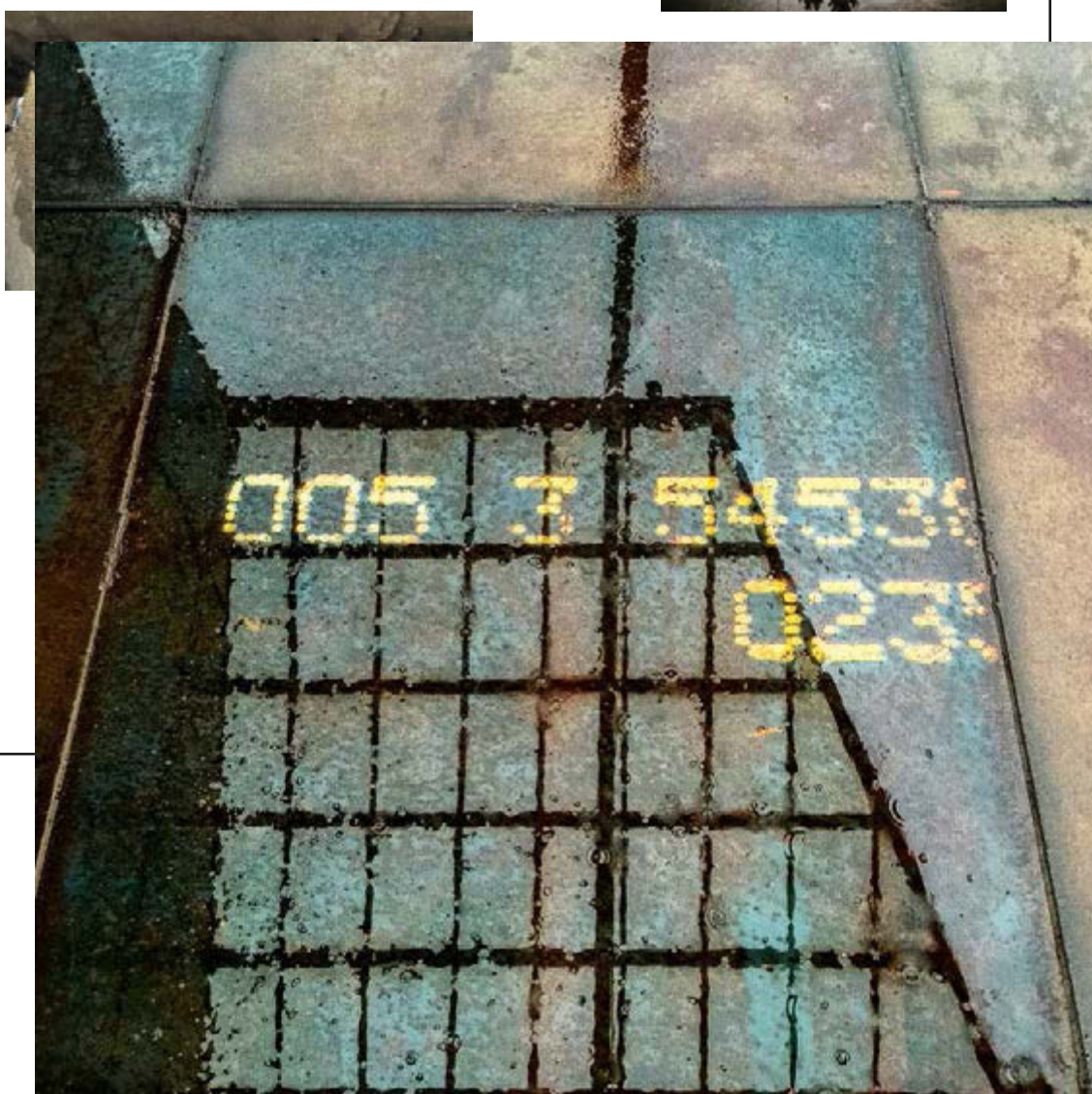
Himmelwärts zeigen
die spitzen Türme von
St. Marien.



Dem Baum zumindest
wird geholfen.



Spiegelungen in
Pfützen und auf nassen
Gehwegplatten.



Osterfelder Vergangen-
heit (Förderturm) und
Zukunftsverheißung
(im Steigerhaus) – mit
Schnapsablage in der
Baumgabel.

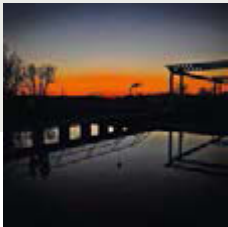




„Ich will dich nicht verbessern, denn niemand passt besser zu mir als du.“ Bilder von Liebe, lauter Liebe.



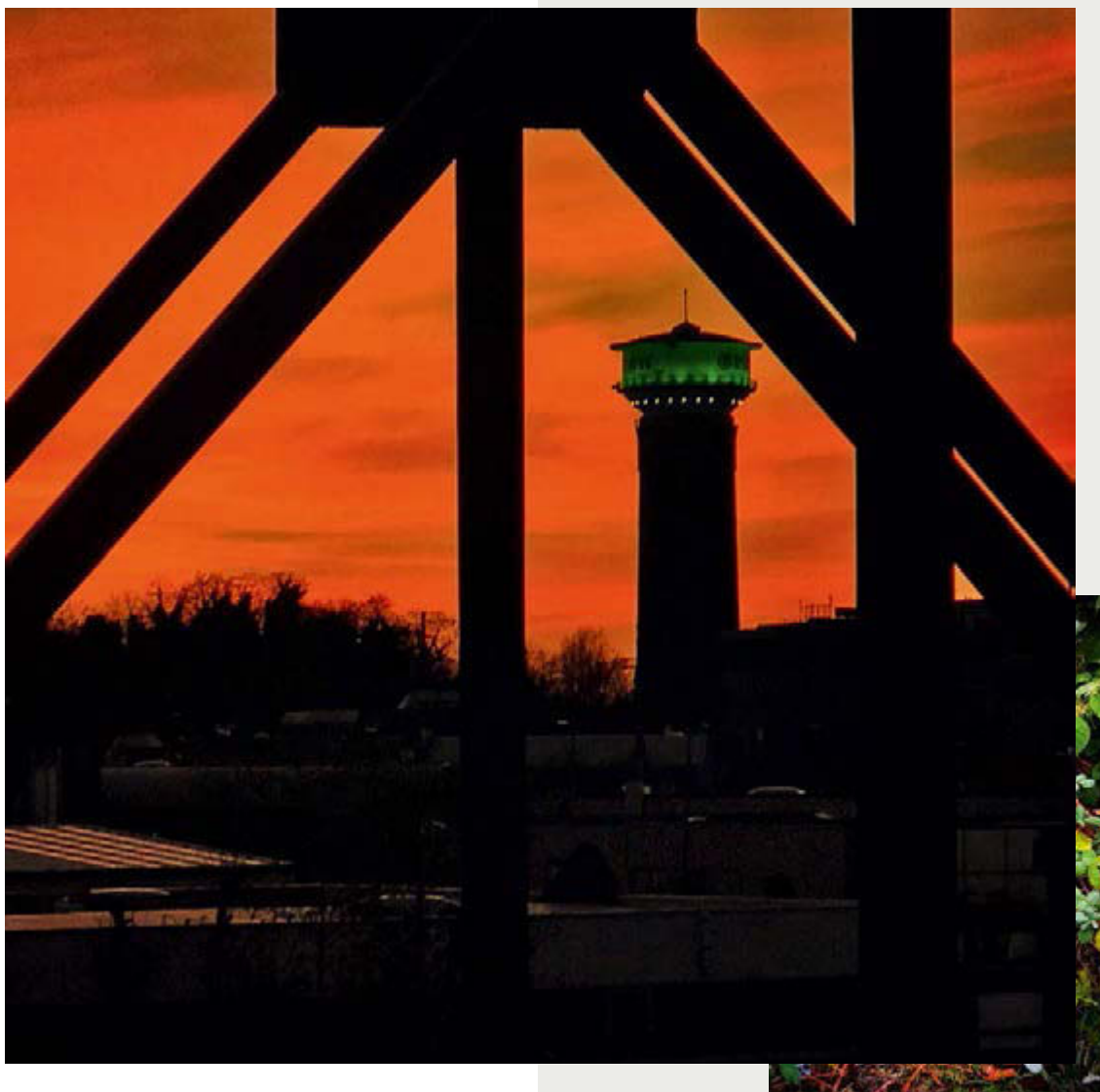
Jugendstilornamentik
und „Salat“ im Abfluss
– Abendhimmel über
Sterkrader Kirmes und
Emscher-Niemands-
land.





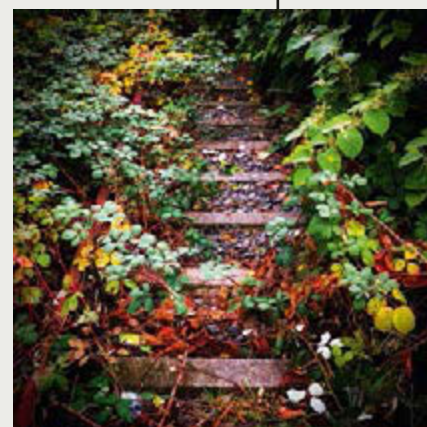
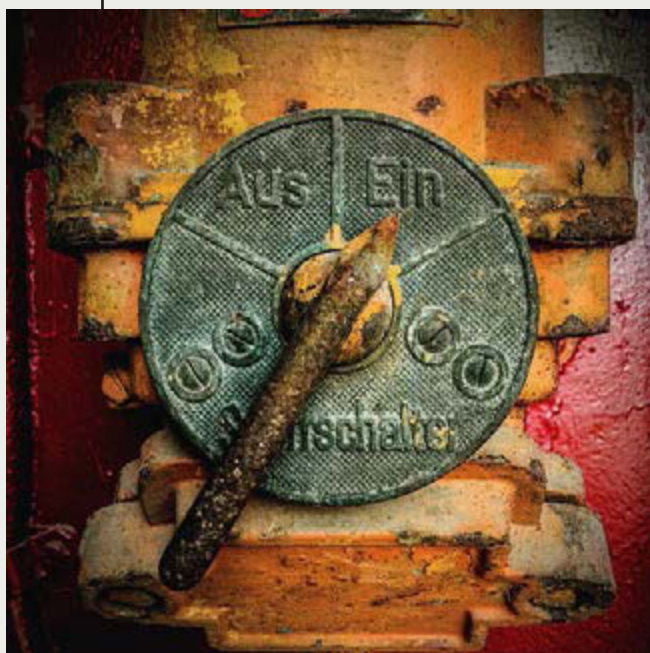
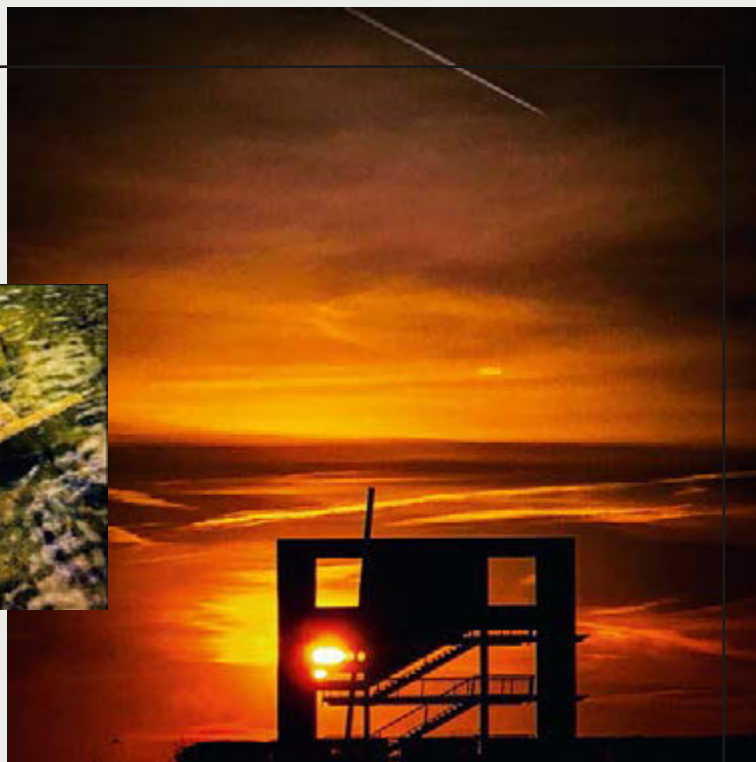
Lebensader Kanal,
kunstvoll überschwun-
gen von „Slinky“.





Der Wasserturm reckt
sein Haupt ins Abend-
rot – und wird so auch
den Morgen begrüßen.

Zeichen-Details und
Olga-Aussichtsplatt-
form: Der Westen goes
west...





Und immer, immer
wieder geht die Sonne
auf...



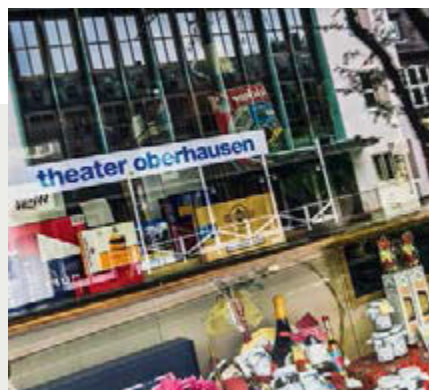
Tod im Maisfeld? Nein,
nur ein Puppenkopf im
manchmal surrealen
Oberhausen.



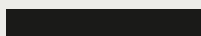


Fan-Rivalität kennt
keine Grenzen – auch
nicht vor Sitzmöbeln.



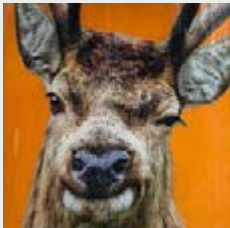
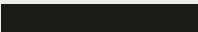


Um Ecken denken, aus
Umzäunungen treten –
Theater...



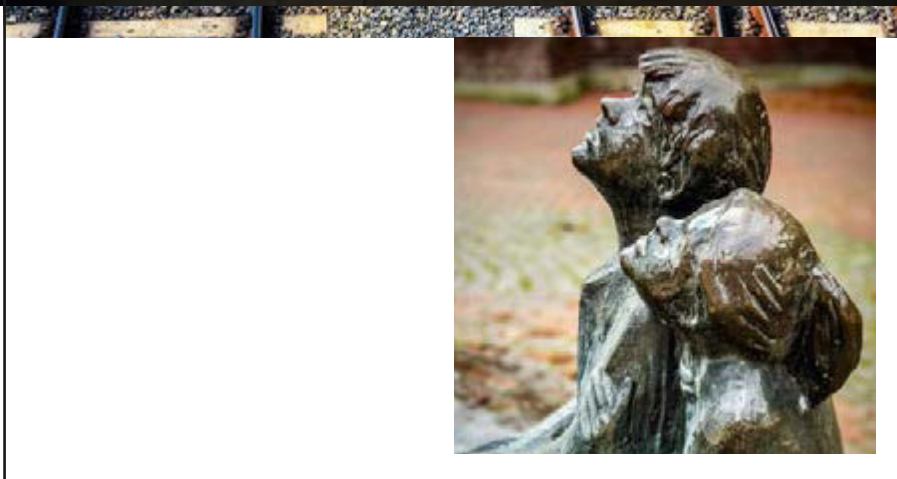
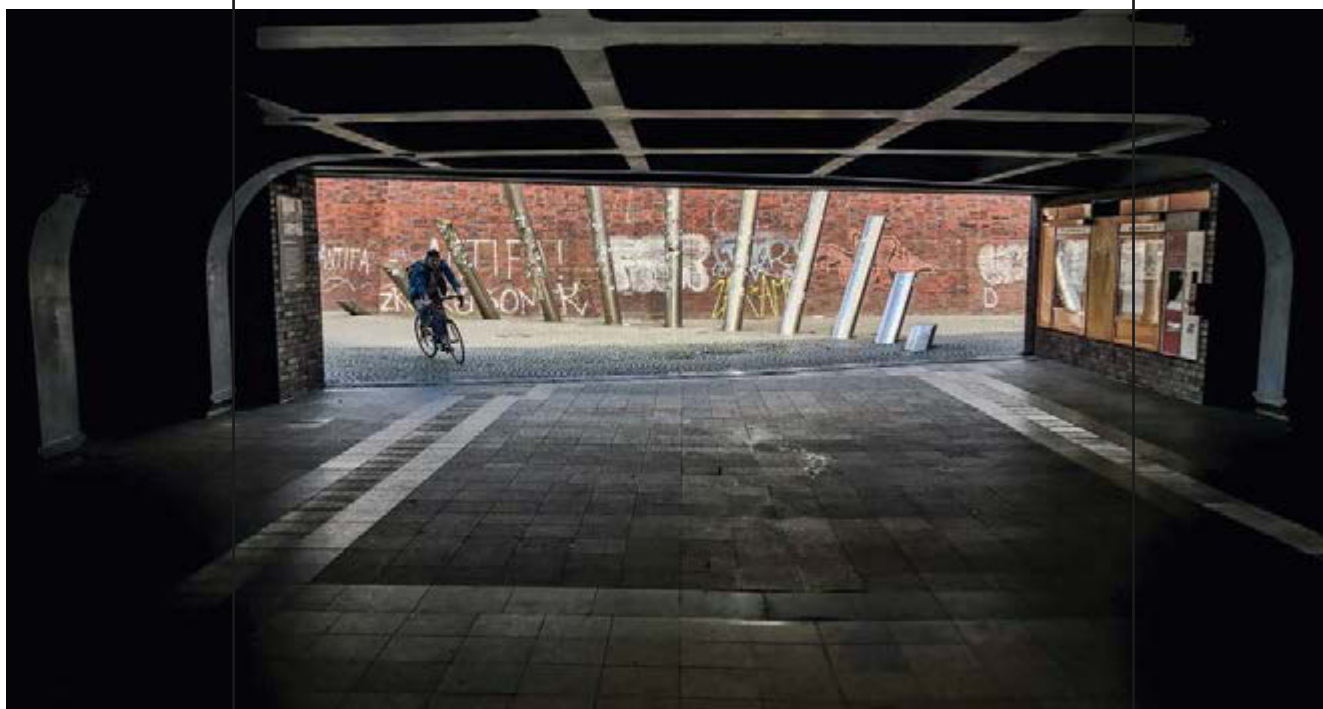


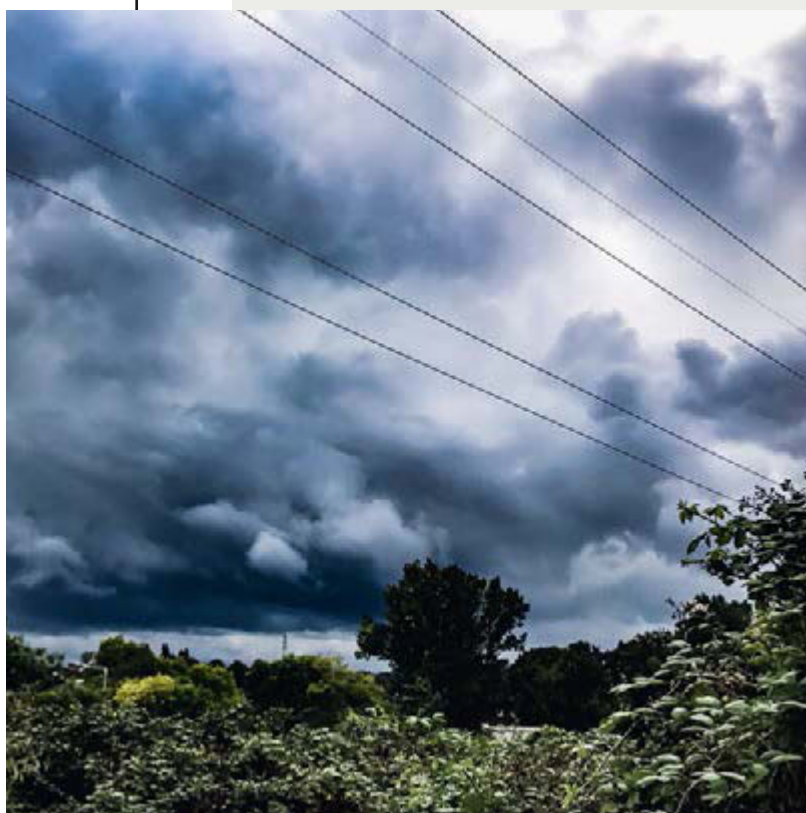
Hirsche und Bären –
mitten in Oberhausen.





Sehnsuchtsort Haupt-
bahnhof: Licht am Ende
des Tunnels.



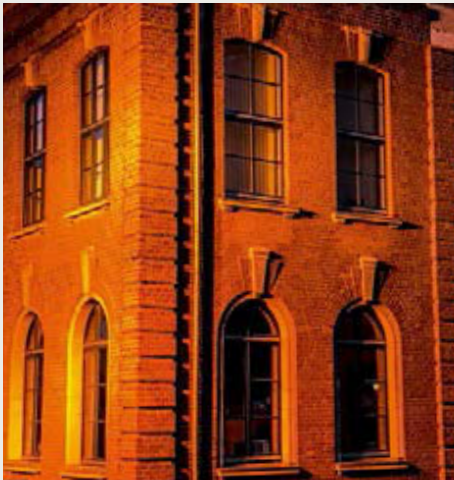
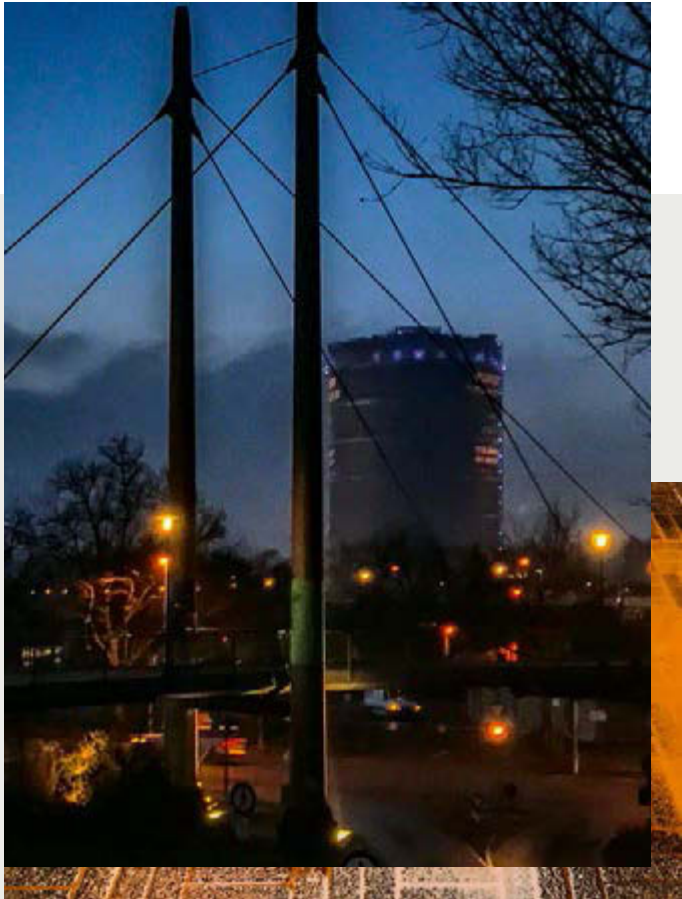


Nur ein paar Meter
auseinander: Ente und
Gasometer, Strom-
leitungen und Natur:
Oberhausen ist auch
Stadt der kurzen Wege.



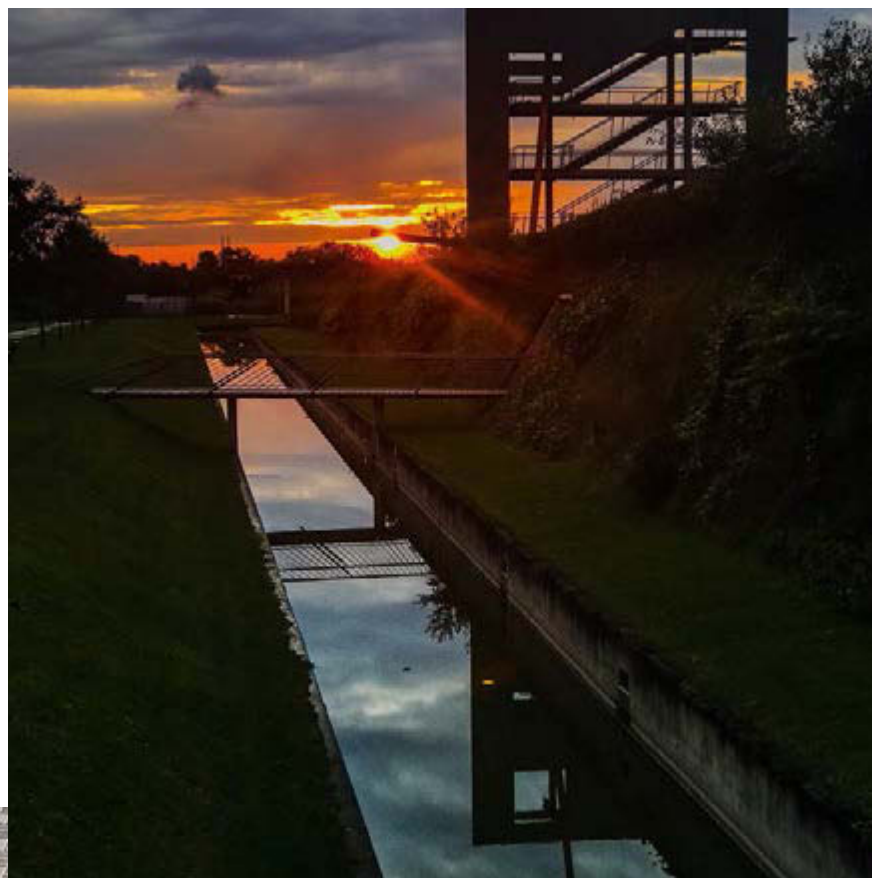
Osterfelder Impressio-
nen: Neue Häuser unter
altem Himmel, der eine
Baum biegt sich, der
andere hat's hinter sich.





Abendstimmung zwischen Zeche Osterfeld und Gasometer: Die Wiege der Ruhrindustrie macht das Licht aus.





Träbe Emscher in
Osterfeld, Sahara-Sand
vor dem Hauptbahnhof.

SCHICHT IM SCHACHT

Wenn 2018 das Bergwerk Prosper-Haniel in Bottrop seine Pforten schließt, dann fährt auch der Oberhausener Bergmann Jürgen Jakubeit seine letzte Schicht. Das Aus für den deutschen Steinkohle-Bergbau ist seit Jahren beschlossene Sache.

Von Klaus Offergeld



So wird es nächstes Jahr aussehen: Jürgen Jakubeit (r.) und seine Kumpel auf Prosper-Haniel haben die letzte Grubenfahrt hinter sich. Dann ist Schicht im Schacht. – Der Oberhausener Reviersteiger Jürgen Jakubeit



FOTOS: WALEN (9)

Das Ende ist unausweichlich, politisch lange beschlossen und wird zum Jahresausklang 2018 endgültig umgesetzt. Mit der Schließung der letzten beiden deutschen Bergwerke in Bottrop auf Prosper-Haniel und in Ibbenbüren im Tecklenburger Land wird der Steinkohle-Bergbau in Deutschland Geschichte sein. Über Jahre und Jahrzehnte eine Epoche wirtschaftlichen Erfolges, einer von Zuwanderung geprägten Zeit, eines gemeinsamen Lebens in Solidarität und Zusammenhalt und dies in einer Stadt, die sich als „Wiege der Ruhrindustrie“ einen klangvollen Namen machte: Oberhausen. Aber nach dem Stahl würde auch die Kohle gehen. Das war längst klar. Der Abschied ist nah. Auch für den Oberhausener Bergmann Jürgen Jakubeit steht seit einigen Jahren fest: Ende 2018 ist Schicht im Schacht. Dann fährt der Reviersteiger ein letztes Mal ein. Es wird ein denkwürdiger, ja auch geschichtsträchtiger Tag sein. Und einer voller Wehmut.

Die Weichen für den Ausstieg sind politisch seit 2007 gestellt, es sollte keine weitere Subventionierung des Bergbaus mehr geben. Das Jahr 2018 wird ein Jahr des Abschieds. Viele Veranstaltungen, Feierlichkeiten und Momente der Erinnerungen werden das Aus des deutschen Steinkohle-Bergbaus begleiten. Nichts wird am letzten Tag so sein wie in all den Jahren und Jahrzehnten davor. „Es ging immer Tag für Tag und Schicht für Schicht auch um unser Leben“, sagt Jakubeit. „Du musstest dich auf deine Kumpel verlassen können, in jedem Moment. Ich bin überzeugt, diese Art von Zusammenhalt gibt es in keinem anderen Beruf. Deswegen ist der Beruf des Bergmanns etwas Einmaliges. Aber leider, leider ist bald Schicht im Schacht.“ Er wird dann gerade einmal 50 Jahre alt sein. Ein immer noch junger Mann, der im Zentrum seines Lebens steht und nach 32 Jahren auf dem Pütt mit vielen weiteren Kumpeln Adieu sagen muss. Kein Absturz, „denn keiner von uns fällt ins Bergfreie“, aber ein klarer Schnitt.



Der Bergmann zeigt
Jahrbuch-Autor Klaus
Offergeld eine histori-
sche Grubenlampe.

Für Jürgen Jakubeit fing diese Geschichte seines Lebens 1985 mit dem Beginn der Lehre auf den Zechen in Sterkrade und Osterfeld an. Er wusste, was er da tat und worauf er sich eingelassen hatte. Schon sein Großvater war Bergmann, sein Vater ebenfalls. Aber der hatte bereits 1967, als die Zeche Concordia geschlossen werden sollte, auf das Bauhandwerk umgesattelt und den Pütt verlassen. Jürgen Jakubeit blieb, machte auf der Zeche Osterfeld seine erste Grubenfahrt und nahm in der Folge eine Bergbaulaufbahn nach Maß auf. Alles – von der Pieke auf. Vom Hauer bis zum Steiger und vor zwei Jahren auch Reviersteiger. „Ich komme aus der Mannschaft, habe alles gelernt und war immer ein Teamplayer. Ursprünglich, damals in meinen beruflichen Anfängen, war das nicht mein Ziel. Aber jetzt ist es wie es ist. Und heute bin ich einfach nur stolz auf meinen Beruf.“

In dem gemütlichen Reihenhaus in Königshardt, das er mit seiner Lebens-

gefährtin Marion Althoff bewohnt, gucken ihn in und aus jeder Ecke Erinnerungsstücke aus dem Leben der Bergmänner an. Grubenlampen, teilweise noch aus dem 19. Jahrhundert, Stempel, Bilder. Hier lebt ein Bergmann, ersichtlich für jedermann. Jürgen Jakubeit ist auch leidenschaftlicher Sammler. Nach seiner Lehre wechselte er zunächst zum Nordschacht, wo er bis 1996 blieb. Danach ging es für ihn nach Lohberg, „dort erlebte ich meine wichtigste berufliche Station.“ Denn in der Nachbarstadt wurde nicht „jeder von uns mit offenen Armen empfangen. Vielleicht dachte der eine oder andere, wir Neue würden ihnen den Arbeitsplatz abnehmen. Anfangs begegnete man sich eher etwas skeptisch.“ In Anlehnung an die legendären Star Trek-Filme waren „wir für die Lohberger die Klingonen, also die Bösen. Und wir nannten die Lohberger im Gegenzug die Ferengi.“

Die Arbeit unter Tage bot dem Oberhausener Kumpel die ganze und häufig auch gefährliche Seite des Berufs als

Bergmann. „Wir arbeiteten immer an der Kohlefront, es war riskant und gefährlich. Der Flöz war jeden Tag anders, die Erde arbeitete unaufhörlich. War es heute mal so, konnte es morgen wieder ganz anders sein. Du konntest dich nie auf gleiche oder nur ähnliche Gegebenheiten unter Tage verlassen.“ In dieser Zeit lernte Jakubeit, „dass bei uns zu hundert Prozent die Mannschaft gefordert ist. Davon hing oft genug unser Leben ab. So lernt man Verlässlichkeit und Solidarität kennen und schätzen.“

Dennoch wurde auch er von schweren Zwischenfällen und letztlich auch von einer fast tödlichen Situation nicht verschont. 2005 geriet Jürgen Jakubeit auf Lohberg unter einen tonnenschweren Bruch und konnte sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien. „Es ging alles unglaublich schnell. Ich lag unter dem Bruch, war einige Sekunden lang bewusstlos und merkte dann, dass meine Kumpel schon dabei waren, mich zu befreien. Aber sie konnten mich ohne weiteres nicht herausziehen, weil

18

Monate Warten auf
Wiedergenesung„Es war eine schöne
Zeit. Der Bergbau geht,
aber der Stolz bleibt.“

ich ihnen zu verstehen gab, dass ich meinen Körper nicht mehr spürte.“ Am Ende wurde er sehr behutsam aus seiner misslichen Lage befreit und ins Krankenhaus transportiert.

Resultat: Er hatte sich das Rückenmark in Halshöhe gequetscht. „Nur ein bisschen mehr Gewicht auf meinem Körper und kurze Zeit länger unter der Last, dann wäre ich vermutlich gelähmt gewesen.“ Glück im Unglück sagt man wohl. Auf Jakubeit warteten eineinhalb Jahre voller Ungewissheit, 18 Monate der Hoffnung auf Wiedergenesung und einer möglichen Rückkehr

in seinen geliebten Beruf. „Viele räumten mir dabei nur wenige Chancen ein, sprachen von einem denkbaren Berufsende und machten mir wenig Mut. Das war für mich die schwerste Zeit auf dem Pütt.“ Für ihn stand aber fest: „So wollte ich nicht aus meinem Beruf ausscheiden. Ich gab alles und quälte mich wirklich, dass es für mich auf dem Pütt weitergehen konnte.“ Nach anderthalb Jahren kam er zurück und wurde prompt mit der nächsten schwierigen Situation konfrontiert. „Lohberg wurde dichtgemacht, und damit endete auch meine schönste und nachhaltigste berufliche Situation.“



Die nächste und damit auch letzte Station absolviert Jakubeit seit 2006 in Bottrop auf Prosper-Haniel. Wie viele seiner Kumpel konnte er die Entscheidung der Politik, den deutschen Bergbau auslaufen zu lassen, nicht wirklich nachvollziehen. „Wir hatten doch so viel Verwertbares an Innovation, Technik und modernen Verfahren zu bieten. Daraus hätte man mehr machen können.“ Und er weiß doch: „Immerhin ist niemand von uns ins Bergfreie gefallen, und das wird auch nicht passieren!“ Was wird sein am Tag danach? Sentimentale Erinnerungen, die große Leere, Stillstand? „Man wird

sehen“, hält sich der Kumpel Jakubeit eher zurück. Er führt ein glückliches Leben, genießt Familie, Haus und auch seine robuste französische Bulldogge Rocky. Die Jahre auf dem Pütt haben ihn geprägt. Im Freundes- und Bekanntenkreis gibt es eine Fülle an Ideen. Zwischen all den Erinnerungsstücken aus der Geschichte des Bergbaus hängt in der Küche auch ein kleines Bild von einem Ford. Nicht irgendeinem Ford, sondern von einem Ford Mustang, Jahrgang 1968, pechschwarz und ein Schmuckstück von Auto. „Ja, das ist meiner. Der steht bei uns in der Garage.“ Das legendäre Fahrzeug musste natür-

lich gezeigt werden. Schwarz, auch die Lederausstattung, satter Sound und einfach nur schön. „So einen wollte ich immer schon haben“, ist Jakubeit ganz stolz. „Den habe ich mir aus den USA kommen lassen und dann nach und nach rund- und grunderneuert.“ Damit lässt sich ein gutes Stück Freizeit gestalten, und darin lässt sich ebenso gut sinnieren und träumen, was die Zukunft so bringen mag. Wie gesagt, ins Bergfreie fällt niemand. Auch Jürgen Jakubeit nicht. Sein Blick zurück auf 32 Jahre Pütt ist ungetrübt. „Es war eine schöne Zeit. Der Bergbau geht, aber der Stolz bleibt.“

Nach getaner Arbeit müssen die Grubenlampen wieder aufgeladen werden.



Zechen leben, Zechen sterben

Der Bergbau, natürlich auch der in Oberhausen, hatte von Anbeginn an keine Garantie auf Ewigkeit. Die Ressourcen würden erschöpflich sein. Das war klar, und deswegen setzte das sogenannte Zechensterben häufig schon in frühen Jahren ein. So wurde beispielsweise die Zeche Roland bereits 1928 geschlossen. Auf der Zeche Sterkrade wurde die Kohleförderung nach 30 Jahren im Jahre 1933 eingestellt, danach übernahm die Zeche Osterfeld die Förderung. Auf den Zechen Concordia und Alstaden kam das Betriebsende 1968 und 1972. Für das Verbundbergwerk Osterfeld/Lohberg war 2005 Schluss. Die Hinterlassenschaften des Bergbaus sind immer noch im Stadtgebiet ersichtlich. Fördergerüste, Schachthallen, Halden zeugen von einer langjährigen Geschichte. Und sind Mahnmale für eine sinnvolle, auch ökologische Nutzung der Flächen und Gebäude in der Zukunft.



Landmarke Zeche
Sterkrade

RADELN MIT REUTER

Der Sterkrader Kabarett-
und Klavierskünstler zeigt „sein“
Oberhausen

Von Rainer Suhr

Matthias Reuter im Proberaum

„Er ist kein Riese in Person, doch auf der Bühne wächst er über sich hinaus. Er besitzt eine Präsenz, die sich erst auf den zweiten Blick entfaltet. Dabei besticht er mit musikalischer Virtuosität. Mit souveräner Gelassenheit greift er Themen von der Straße auf ...“

So begründete die Jury des Herner Kabarettpreises „Tegtmeiers Erben“ ihre Auszeichnung des Sterkrader Kabarett- und Klavierkünstlers Matthias Reuter. Am Ebertplatz sind wir heute mit ihm verabredet. An „Ollis Büdchen“, wo sich schon viele Größen der Kabarett-szene mit Nervennahrung gegen das Lampenfieber vor ihrem Auftritt im Ebertbad versorgt haben. Auch Matthias Reuter steht hier oft auf der Bühne – mittlerweile schon mit seinem vierten Soloprogramm „Auswärts denken mit Getränken“ oder beim „unpolitischen Aschermittwoch“. Gleich nebenan, im Theater, ist er mit seinem „Bier- und Leseabend“ ebenso regelmäßig Gastgeber.

Im Schatten der Trinkhalle steht Reuter bereits startklar mit seinem Tourenrad. Kariertes Hemd über der Jeans, Hände am Lenker, Gitarre auf dem Rücken: „Guten Morgäään! Kann’s losgehen?“ Matthias Reuter strahlt in die Sonne, die sich in diesem August viel zu selten so schön wie heute zeigt. Vielleicht noch einen Kaffee für den Weg? – „Danke, für mich nicht. Wir haben noch eine ziemliche Strecke vor uns.“



Auf dem Rad will uns Matthias Reuter „sein Oberhausen“ zeigen. Die schönsten Ecken und die lokalen Eckpunkte eines mittlerweile 41-jährigen (Klein-) Künstlerlebens im Revier. Hier findet er in Komik, Tragik oder Slapstick des Alltags die Stichworte für seine Texte.

Bevor wir losfahren rasch noch ein Foto, dann rollen wir über die Ebertstraße in Richtung Altenberg. Wir fahren nebeneinander auf dem Bürgersteig, (freundliche Bitte an alle Ordnungshüter: diesen Absatz einfach überspringen!). Wie soll man sonst radelnd ein Interview führen? Dabei verfluche ich die Idee schon nach den ersten Metern. Hätten wir uns nicht einfach im Café treffen können, in der Kneipe beim Bier oder

zur Not auch im Büro? Denn wie soll man sich unterwegs die Antworten notieren, ohne das Gleichgewicht zu verlieren und ohne womöglich in seinen Gesprächspartner oder vor einen Laternepfahl zu rauschen?

Wobei man ganz sicher auch bequemer Fahrrad fahren kann als Matthias mit einer Gitarre überm Rücken (wir sind inzwischen „per Du“ – der Schweiß weniger hundert Meter bei sommerlichen Temperaturen schweißst zusammen). „Kein Thema“, lacht er. „So bin ich früher durch die halbe Stadt gefahren. Drei Mal in der Woche von Sterkrade aus zu meinem Job als Musiklehrer in der Styrumer Schlägelstraße. Bei jedem Wetter.“ Das härtet ab fürs

Schattige Etappe am Stadion Niederrhein

spätere Künstlerleben, denn das bietet einem aufstrebenden Wortartisten nicht nur Rückenwind.

Neben Gitarre und Gesang lernte der junge Matthias Klavier und Keyboard. „Vor allem Rock, Pop, Blues, Jazz und Improvisation“, so Reuter. „Nach dem Abi am Sophie-Scholl habe ich selbst Musikunterricht gegeben und damit mein Studium finanziert, die Wohnung und was man sonst so braucht. Und zwischendurch war ich Aushilfe im Fischimbiss.“

Inzwischen rollen wir über das ruckelige Pflaster im Hof des Zentrums Altenberg. In der ehemaligen Schlosserei hat Reuter im „Nachgewürzt“-Ensemble kabarettistische Heimspiele. „Nachgewürzt“ heißt ein satirischer Rückblick, bei dem vier Kleinkunst-Köche alle acht Wochen ihren humorvollen Senf zu den jüngsten Ereignissen abgeben. Solo kennt und schätzt man Matthias' Programme in Altenberg sowieso. Fürs Foto nimmt er kurz Platz auf einem Barhocker im Freien und schickt mit seiner Gitarre ein paar Akkorde in die Baumkronen.

Dabei sinnieren wir im Schatten der Kastanien über den besonderen Reiz, den alte Industrieanlagen, Lokschuppen oder stillgelegte Bahnhöfe auf die Kulturszene ausüben. „Strukturwandel im Ruhrgebiet – das ist, wenn man aus Zechen und Fabriken alles, was



irgendwie mit Arbeit zu tun hat, räumt und die Freiräume mit Komikern auffüllt“, hat Reuter dieses Phänomen einmal beschrieben. So ähnlich fand er schließlich selbst seine Berufung und einen passenden Beruf. Wie man diesen Beruf genau bezeichnen soll, darüber gibt es die unterschiedlichsten Auffassungen: Geschichtenerzähler am Klavier, Kabarettist, Ruhrgebiets-Chansonier, Slam-Poet, Komiker oder Sprachkünstler sind Bezeichnungen, die Kritiker gern verwenden. Seine Ärztin meinte nach Diagnose einer Augenentzündung ganz unprosaisch: „Wenn Sie einen Beruf hätten, würde ich Sie jetzt krankschreiben.“

Wir raffen uns auf. Weiter geht's über die Buschhausener Straße am Kanal entlang Richtung Kaisergarten und Stadion Niederrhein. Beide Stationen hat sich Matthias ausdrücklich gewünscht. Denn im Tiergehege wohnt Alfred, ein stattlicher Brahmahahn, für den er die Patenschaft übernommen hat. „Das nehme ich ernst“, betont der Humorist: Regelmäßig sammelt er bei Auftritten für „seinen“ Hahn und dessen Freundin, das Sumatra-Kampfhuhn Pauline. Ab und an besucht er die beiden auch, „um nach dem Rechten zu sehen“. Obwohl er sich nicht „hundertprozentig sicher ist, ob es sich immer noch um



denselben Alfred handelt wie bei Übernahme der Patenschaft“. Denn kein Huhn lebt schließlich ewig, weiß er nicht erst seit seinem zweiten Soloprogramm „Ein Huhn mit Schnee füllen“, das auch der Anlass für die gefiederte Patenschaft war...

Gelegentlich sieht man Reuter auch auf der anderen Kanalseite: bei Heimspielen von RWO. Er ist Kleeblättersympathisant und Stadion-Currywurst-Fan, sagt Matthias, während wir an der Baustelle der neuen Tribüne und am Nachwuchsleistungszentrum vorbei Richtung Emscher trampeln. Die

rieht bei dieser Wetterlage ein wenig, sagenwirmal, authentisch oberhausig.

Trotz Mief oder Macken: Diese Stadt muss man einfach lieben, duldet Reuter augenzwinkernd keinen Widerspruch. „Ich habe mal ein Jahr in Essen gelebt“, schüttelt er verständnislos die Locken. „Dann hatte ich genug von der weiten Welt.“ Weiter studiert hat er dennoch in Essen. Germanistik mit Magisterarbeit über das Kabarett der Weimarer Republik, im Nebenfach Geschichte und Philosophie. „Also Kleinkunst-Fachabitur“, nimmt er sich selbst auf die Schippe. „In meiner letzten münd-

„Open Air“ im Zentrum
Altenberg



Kulturtreff an Oli's
Büddchen



lichen Prüfung in Literaturwissenschaften meinte der Professor, dass ich zwar nicht gänzlich unwissend sei, mir aber sprachlich im Wege stehe. Er gab mir dann trotzdem für die Prüfung eine Drei. Und seitdem stehe ich mir auf der Bühne mit Kabarettprogrammen sprachlich selbst im Wege.“

Schon während der Uni suchte er die Antwort auf die Frage vieler Geisteswissenschaftler: „Fahr' ich später Taxi oder will ich lieber texten?“ Matthias Reuter spielte in mehreren Bands, beteiligte sich an Poetry Slams, schrieb fürs Kabarett und eigene Lieder. In der

Pressemappe seines aktuellen Soloprogramms heißt es dazu: „Seit 2010 kann er davon leben. Sagt sein Vermieter. Bis 2070 muss er davon leben. Sagt sein Rentenbescheid.“

An der von-Trotha-Straße folgen wir der HOAG-Trasse und passieren das denkmalgeschützte Fördergerüst der ehemaligen Zeche Sterkrade. Auf dem Weg weiter Richtung Holten erklärt mir Matthias, dass man den Feinschliff fürs künftige Künstlerleben vor allem auf der Bühne des Lebens erhält. Durch Üben, Probieren, Verwerfen und wieder Üben. Daneben gibt es jedoch auch

professionelle Unterstützung. Dafür reiste er gerade in den Anfangsjahren durch den halben deutschen Sprachraum: zum Seminar für Textdichter in Celle, zum Kontaktstudiengang Populärmusik an der Hochschule für Musik und Theater in Hamburg oder an die Mainzer Schule für Poesie und Musik SAGO, deren Mitglied er immer noch ist.

Zum Üben fährt Matthias mit dem Rad nach Holten ins Crowded House. Den Probenraum teilt er sich mit der Coverband Mottek. Nach der Sommerpause – „wer will sich im Juli oder August schon in einen stickigen Saal setzen?“ – geht es für Matthias Reuter wieder auf Tour. Vier, fünf Auftritte pro Woche, wenn's gut läuft. Quer durch die Republik, an vielen Gastspielorten hat er sich schon ein Stammpublikum erarbeitet. Unterwegs ist er meistens mit der Bahn. „Ist entspannter als im Auto und immer ein Garant für schöne Geschichten, die man sich selbst gar nicht ausdenken könnte.“ So wie diese: „Ich reise ja meistens mit meinem Instrument. Einmal spielte ein Typ im Zug Gitarre. Beim Aussteigen drückte mir eine ältere Frau fünf Euro in die Hand. – Aber ich habe doch gar nicht gespielt“, so Reuter, der das Geld zurückgeben will. „Eben darum“, bedankte sich die Gönnerin mit einer Gage fürs Nichtstun.



SAUERLÄNDERIN MIT RHEINISCHER PRÄGUNG



Christine Vogt leitet die Ludwig Galerie im Schloss Oberhausen jetzt ein Jahrzehnt lang mit stetig wachsendem Erfolg.

Von Gustav Wentz

FOTOS: WALLHORN (4)



Beim Blick auf Kunst hat sie immer noch ein Staunen im Blick: Christine Vogt betritt die Panorama-Galerie.

Manchmal runden sich Zahlen, und dann stellt man sie mal nebeneinander, setzt sie in Beziehung, denkt über sie nach und stellt fest: Da passt ja einfach alles zusammen. Um was, um wen geht es? Im Alter von 40 Jahren kam Christine Vogt nach Oberhausen, um die Leitung der Ludwig Galerie im Schloss zu übernehmen. Kürzlich wurde sie 50, ist also seit zehn Jahren an Ort und Stelle, und „ihre“ Ludwig Galerie wird demnächst 20. Da ist eine Verbindung gewachsen, die nur darauf gewartet zu haben scheint, so zu entstehen. Und da ist eine tiefe Zuneigung, die Christine Vogt in Worte fasst: „Ich arbeite am schönsten Ort von ganz Oberhausen. Hier gibt es fußläufig einfach alles zu erreichen, was das Ruhrgebiet so ausmacht.“ Das Schloss, die Galerie – sie sprechen für sich, und sie scheinen sich bestens zu fühlen unter der Leitung einer ebenso herzlichen wie fleißigen und weltoffenen Museumsfrau, die ganz nebenbei auch noch eine begnadete Netzwerkerin ist.

Blick zurück, Blick auf und in die Biographie der Museumschefin: Im Sauerland, in Neheim-Hüsten nämlich, ist sie geboren, ging dort zur Realschule und absolvierte nach dem Abschluss eine Ausbildung beim Arnsberger Regierungspräsidium, „zum mittleren Verwaltungsdienst“, wie sie sich lachend erinnert. Fertig damit war sie mit 18 Jahren, und da zog es sie nach Aachen, weil es dort eine Stelle für sie gab. Die trat sie an, ironischerweise beim Landesamt für Ausbildungsförderung, und rasch erkannte Christine Vogt, dass sie sich selber auch mal fördern könnte: Abendgymnasium und Abitur in Aachen. „In dieser Stadt habe ich 22 Jahre lang gelebt, länger als im Sauerland, und irgendwie ist diese Stadt mir zur Heimat geworden“, sinniert sie, „und jetzt bin auch schon zehn Jahre in Oberhausen. Gefällt mir auch.“ Vielleicht werden's ja noch viel, viel mehr?

Während der Arbeit im Landesamt und am Abitur hatte sie das, was man wohl „Schlüsselerlebnis“ nennen darf, denn sie sieht es selbst so. „Klingt vielleicht pathetisch“, erzählt sie, „aber in Aachen war ich zum ersten Mal in meinem Leben in einem Museum, dem Suermondt-Ludwig nämlich. Man könnte sagen, da gingen mir die Augen auf, da sah ich eine Welt, die ich vorher nicht gekannt habe. Und da habe ich gewusst, dass ich irgendwas mit Museum machen muss.“ An der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule



Aachen (nichts lag näher) schrieb sie sich ein und widmete sich dem Studium der Kunstgeschichte, einer eigenen Abteilung im Fach Architektur, und sie belegte auch noch Baugeschichte. Das Suermondt-Ludwig-Museum wurde ihr eigentlicher Lernort und schließlich auch der Arbeitsplatz. Mit einer Dissertation über Dürer-Kopien wurde aus Frau Vogt schließlich Frau Dr. Vogt.

Das 16. Jahrhundert und Zeitgenössisches

Während des Studierens und Verweilens entwickelten sich die Spezialgebiete der Wissenschaftlerin, die man ruhig auch Vorlieben nennen kann: „Sechzehntes Jahrhundert und Zeitgenössisches, ganz klar“, nennt sie die Themenfelder, die es ihr besonders angetan haben, in denen sie wissenschaftliche Koryphäe ist, von denen auch unsere Stadt profitiert. Dass sie zudem eine ganz ausgezeichnete Ader dafür hat, wie man scheinbar spröde Inhalte vermittelt, sie miteinander in Beziehung setzt und damit historische Kontinuität aufzeigt, ist der Glücksfall für das Museum im Schloss, der Glücksfall auch für das nicht nur innerorts wachsende Publikum. Käme jemand auf die Idee, zwischen Comics von Mordillo und Rolf Kauka Parallelen zu ziehen zur Darstellung von Glaubens- und Aberglaubensvorstellungen im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit? Hat sie geschafft, schafft sie immer wieder.

11

Ludwig-Museen gibt es in sechs Ländern der Erde

Stiftung Ludwig

Das Ehepaar Peter und Irene Ludwig gründete 1982 die nach ihm bezeichnete Stiftung mit Sitz in Aachen. Der Industrielle und die Kunsthistorikerin sammelten da schon seit Jahrzehnten und ermöglichten als Mäzene Kunstschaffenden und -sammelnden ihre Tätigkeit. Leitgedanke aller Bemühungen waren Weltoffenheit und Internationalität auf kultureller Ebene. Mit der Kooperation aller Ludwig-Museen soll der multikulturelle Dialog gefördert werden.

Ludwig-Museen gibt es in folgenden Städten: Aachen, Bamberg, Basel, Budapest, Koblenz, Köln, Oberhausen, Peking, Saarlouis, St. Petersburg, Wien. Im Leipziger Museum der bildenden Künste befindet sich die einst vom Ehepaar Ludwig für Oberhausen gestiftete und dort bis Anfang der 90er Jahre untergebrachte Sammlung der Kunst der DDR („Sozialistischer Realismus“) – damit hatte die Ludwig-Geschichte in Oberhausen begonnen.



Christine Vogt im Innenhof von Schloss Oberhausen: Galerie hinter und vor sich.

Sicher befruchtend für das Museum im Schloss und auch über dessen Grenzen hinaus ist die Beschäftigung mit sowohl dem Medium als auch der Kunstform Fotografie. Christine Vogt darf mit Recht stolz darauf sein, dass „ihr“ Museum mittlerweile nicht mehr weit nach hinten sortiert wird (oder gar bei Namensnennung bloße Fragezeichen aufwirft), wenn es um Anfragen zu Leihgaben geht oder um das Zeigen von Trends. Mit dem Ankauf der fotografischen Hinterlassenschaft des Oberhausener Foto-Protagonisten Rudolf Holtappel haben Museum und Stadt einen wahren Coup gelandet: „Holtappel ist der Ruhrgebietsfotograf schlechthin“, konnte

sie bei der Eröffnung eines Überblicks über das Schaffen sagen. Auch weil es um den Aspekt „Kunst aus der Region“ geht, war sie mit Feuer und Flamme dabei, als sich im Herbst 2017 die Chance bot, das opulente, noch beim Künstler vorhandene Werk von Gemälden und Grafiken des Oberhauseners Walter „Kuro“ Kurowski kurz vor seinem Tod zu erwerben – mit politischer und finanzieller Hilfe durch die Stadt.

Die finanzielle Hilfe leitet über zu einem ständigen Thema in Museumskreisen, dem Geld. Für die Ludwig Galerie Schloss Oberhausen gibt es nämlich zweierlei, nein dreierlei: Zum Ersten

sind die Beschäftigten bei der Stadt angestellt, zum Zweiten helfen die der Stiftung Ludwig angeschlossenen Museen (siehe Info-Box) einander und erhalten eine Art Apanage, zum Dritten gibt es keinen expliziten Anschaffungs-Etat. Das bedeutet unterm Strich, dass die jeweilige Museumsleitung (hier also: Dr. Christine Vogt) sich bei aller künstlerisch-museal-didaktischer Arbeit auch um die Finanzen besorgen muss.

Ein Museum, das sich der beinahe sprichwörtlichen musealen Ruhe hingibt, mit sich selbst zufrieden ist, kann kein Geld verdienen (was natürlich auch nicht sein Sinn und Zweck ist). Ein lebendiges Museum braucht Einnahmequellen. Eintrittsgelder und Verkäufe im Museums-Shop sind das in aller Regel. Eintrittsgelder in wachsender Höhe bekommt man durch attraktive Ausstellungen, entsprechende Öffentlichkeitsarbeit, die Aufmerksamkeit weckt und Leute lockt. Passiert. Je mehr Leute kommen, desto stärker frequentiert wird auch der Museums-Shop, in dem es für kunstinteressierte Mitmenschen ebenso Dinge gibt wie für Schüler auf Klassenfahrt und mit entsprechend schmalem Geldbeutel.

Auch das passiert unter der Anleitung von Christine Vogt, die dabei auch ihren Vorgänger lobend im Blick hat: „Bernhard Mensch und Lothar Pachnicke als sein Kurator haben sich um die Galerie auch durch ihre vorausschauende Bautätigkeit sehr verdient gemacht. Die Sachen, die sie veranlasst haben, dienen nicht dem Augenblick und den nächsten Jahren, sondern sie sind so vorausschauend konstruiert, dass sie bis in die Zukunft hinein Bestand haben und Sinn machen.“ Das bedeutet unter anderem: Speziell die sensiblen Klimaanlage und Lichtinstallationen in den fensterlosen Ausstellungsräumen zur Sterkrader Straße hin sind perfekt für attraktive Ausstellungen, und sie erschienen Christine Vogt zu gut für den Museums-Shop, der auch dort untergebracht war. Sie verlegte den Shop mit seinen attraktiven Inhalten zum Haupteingang im Schlosshof, wo er auf dem Weg zur Galerie und mit Blick in den Kaisergarten hinein eine wohltuende Atmosphäre verbreitet – und in dem rege gekauft wird.

Ein weiterer Glücksfall ist der „Freundeskreis“, der ohne Zutun der Netzwerkerin aus dem Sauerland vielleicht so nicht entstanden wäre. Über den Zonta-Club, in dem sich tatkräftige Frauen versammeln, entstanden und entstehen Ideen und Initiativen, und bei einem Zonta-Ausflug zur Ahr, so erinnert sich ein Teilnehmer, wurde es vor fünf Jahren konkreter. Was mit knapp 20 Gründerinnen und Gründern entstand, war der „Freundeskreis LudwigGalerie“, der heute rund 250 Mitglieder zählt, die mit regelmäßigem Obolus und gezielter Spende dem Museum unter die Arme greifen. Mit der Oberhausener Unternehmerin und Prä-

sidentin der Industrie- und Handelskammer, Jutta Kruft-Lohregengel, und Ex-Stadtkämmerer Bernhard Elsemann stehen zwei gesellschaftlich geachtete Persönlichkeiten an der Spitze des Vereins, der regelmäßig einlädt und sich wachsender Beliebtheit und Bedeutung erfreut – natürlich auch bei Christine Vogt: „Ja, der Freundeskreis ist prima.“ Dass auch sie „prima“ ist, wird wohl deutlich durch ein weiteres Detail. Als vor einigen Jahren – im Vorfeld des „Kulturhauptstadtjahres 2010“ – die Museen im Ruhrgebiet sich dachten, sie sollten vielleicht mal gemeinsam mit ihren Pfunden wuchern, war Christine Vogt mit Herz und Seele dabei. Für die „RuhrKunstMuseen“ agierte sie bis 2014 sogar als Sprecherin und sorgte so auch im Konzert der renommiertesten Museumstempel an der Ruhr für die Stimme Oberhausens. Zahlreiche Kooperationen haben sich in dieser Zeit entwickelt. „Wir profitieren alle voneinander“, resümiert Vogt, „schade ist nur, dass es kein Kombi-Ticket gibt, was für alle Museen gilt.“ Dazu sind wohl die Strukturen der angeschlossenen Häuser – darunter auch welche mit freiem Eintritt – zu unterschiedlich.

Zehn Jahre in Oberhausen, das sie zuvor nie besucht hatte, bedeuten für Christine Vogt auch zehn Jahre Wohnen mitten im „typischen“ Oberhausen, zur Miete im Knappenviertel. „Wunderbar da“, erzählt sie, „offene Menschen, häufig neue Nachbarn, kurze Wege überall hin.“ Die Fahrradfahrerin ist zufrieden, die gebürtige Westfälin mit der rheinischen Zweitheimatstadt ist in der Schnittstelle zwischen rheinisch-optimistischem Improvisationstalent und westfälischem Beharrungsvermögen angekommen. Bleibe sie noch lange!

KURO GAB EIN BEISPIEL

**Ein engagierter Mitbürger und kultureller
Multi-Meister hat uns verlassen**

Von Gustav Wentz



Kuro im Treppenhaus seiner Wohnung – umgeben von eigener Kunst. Der „Eisenmann“ im Schatten des Rathauses gehört zu seinen Werken im Stadtbild.



Die Karikatur, die er für uns zur Illustration des „Oberhausen ‘16“-Beitrages „Wachablösung im Rathaus“ machte, blieb die letzte Auftragsarbeit, die Walter „Kuro“ Kurowski angefertigt hat. Er lag damals im Krankenhaus, ein Schlaganfall hatte ihn umgeworfen. Er hörte den Wunsch, meinte, die rechte Hand wäre schon wieder zu gebrauchen und ließ sich Papier und Zeichenstift ins Krankenzimmer bringen. Tags drauf konnte ich die Arbeit abholen. Aus dem andgedachten „Daniel in der Löwengrube“ war der „Balanceakt zwischen Fallstricken“ geworden.

Dieser letzte Kuro – entstanden im Oktober 2015 – weist natürlich die Charakteristika seiner Karikaturen auf: viele Leute, alle in Bewegung, schräge Typen. Und immer ist da ein Gebäude, damit der Betrachter auch weiß, wo was gespielt wird. Hier ist es das Rathaus, das er mit wenigen Strichen sofort erkennbar gemacht hat – mit einem Unterschied: Die Linien sind nicht mehr so exakt gerade gezogen, wie Kuro das immer aus freier Hand konnte. Die Krankheit gewann an Ein-

fluss, bevor sie später auch sein Leben besiegte.

Mit seinem Tod hat der 78-Jährige nie gerechnet, er hielt sich – so äußerte er gar nicht scherzhaft – für mehr oder minder unsterblich. Diese Haltung entstammte vielleicht einer Grundhaltung, die er als Grafiker und Mann, als Vater und Jazzer kultivierte: Kuro war ein Meister der Improvisation. „Links und frei“ hieß seine Losung, und das bedeutete ihm in erster Linie, ein Leben ohne zu enge Bindung an einen Arbeitsplatz, an eine Rentenversicherung.

Er lebte und arbeitete und ernährte sich und seine Familie von dem, was er tat. Das war nicht wenig, denn der Folkwang-Preisträger des Jahres 1960 entwarf und zeichnete, malte und druckte, meißelte und goss in bewundernswerter Unermüdlichkeit und ständig auf hohem Niveau. Dass er – und nicht nur nebenbei – auch noch ein begeisterter Jazzer (erst Flügelhorn, dann Bass) war, machte ihn noch bekannter. Im Jazz und in der Organisation des von ihm geschaffenen „Jazz-Karussell“, das

sich seit mehr als 30 Jahren in Oberhausen dreht, ging er auf.

Für den Sozialismus schlug sein Herz, und nie hat er vergessen, dass er wegen seines Vaters, der als Kommunist im Zuchthaus saß, von Altnazi-Lehrern am Gymnasium seiner Heimatstadt Kettwig als „Kommunistenkind“ und „Zuchthäuslerkind“ bezeichnet worden war. Im K 14 an der Lothringer Straße war er ein Aktivist, später (1977) gehörte er zu den Gründern der Ruhrwerkstatt. Auch da wollte er jungen Menschen berufliche und kulturelle Fähigkeiten vermitteln, wie auch in der städtischen Malschule, in der er ungezählte Kurse gab.

Die Hände, die synchron und spiegelbildlich zeichnen konnten, waren am Ende nicht mehr zu gebrauchen. Die Augen, mit denen er so viele hat kommen und gehen gesehen, blieben am Ende geschlossen. Kuro war nicht in allem ein Vorbild, aber er gab als engagierter Kulturbürger ein Beispiel. Wir vermissen ihn.

RASANTER AUFSTIEG

Die Miners Oberhausen kämpfen drei Jahre nach ihrer Gründung schon um die deutsche Meisterschaft im Skaterhockey

Von Ralf Bögeholz

Karl-Heinz Pflugbeil hätte seine helle Freude. Der im Jahr 2013 verstorbene Osterfelder Bezirksbürgermeister darf durchaus als Wegbereiter der Miners Oberhausen bezeichnet werden, die nach nur drei Jahren ihres Bestehens bereits zu den erfolgreichsten Skaterhockey-Vereinen in Deutschland zählen. Während die Herrenmannschaft noch um die deutsche Meisterschaft mitkämpft, haben die Junioren ihren Titel in dieser Saison schon geholt. Als deutscher Pokalsieger, gleichzusetzen mit der deutschen Meisterschaft, haben sie die erste wichtige Trophäe für die Vereinsvitrine gewonnen.

Der Anteil von Pflugbeil ist daran elementar. „Er stand hinter der Idee, die frühere Eislaufhalle in eine Halle nur für Skaterhockey umzuwandeln, womit dann alles begann“, erinnert sich der Miners-Vorsitzende Stavros Avgerinos, der die Idee daraufhin mit Leben füllte



FOTOS: KRÖGERHOLZ (3), MINERS OBERHAUSEN (4)

Jan Bedrna ist seit Gründung der Miners der Chef hinter der Bande.

und mitverantwortlich für den rasanten Aufstieg der „Minenarbeiter“ ist.

Denn noch vor wenigen Jahren hatte in Oberhausen niemand davon zu träumen gewagt, schon bald zu den führenden Skaterhockey-Adressen in Deutschland zu gehören. Die beiden ansässigen Vereine hatten komplett gegensätzliche Auffassungen und gingen sich daher so gut es ging aus dem Weg. Da gab es zum einen die Piranhas, die beim SC Buschhausen angesiedelt waren und ihr Hauptaugenmerk auf den Breiten-sport legten. Im Oberhausener Norden waren die Fireballs angesiedelt, die etwas leistungsorientierter dachten.

Geeint hat beide jedoch die Suche nach einer sportlichen Heimat. Trainiert und gespielt werden musste immer in verschiedenen Sporthallen über das gesamte Stadtgebiet verteilt. Gern gesehen waren die Skaterer dabei nirgends. Das rasante Fahren und Abstoppen mit den gummierten Rollen hinterließ einfach zu viele ungeliebte Spuren. Und hier kommt Pflugbeil ins Spiel, der sich die jahrelang leerstehende Eislaufhalle am Revierpark Vonderort als geeignete Spielstätte vorstellen konnte und damit die folgende Entwicklung anstieß.



Die Damenmannschaft trainiert schon länger zusammen, ab der kommenden Saison startet sie auch im Spielbetrieb.

Mit Avgerinos gab es schnell einen engagierten Mitstreiter, der das Projekt in die Hand nahm. „Es waren auch einige glückliche Umstände dabei und es haben viele an uns geglaubt, wodurch wir das Projekt umsetzen konnten“, findet der Zahnarzt. Nach ersten positiven Gesprächen mit den Vereinen wurde auch die Stadt überzeugt und es gab grünes Licht für die Renovierung der Halle.

Avgerinos führte zu diesem Zeitpunkt kommissarisch die Fireballs und übernahm so etwas wie die sportliche Leitung beim von der OGM durchgeführten Umbau der Halle. Schließlich mussten viele Dinge bedacht werden, die in der Oberhausener Hallenlandschaft Neuland waren. Etwa bei den Umkleide-räumen. Da die Ausrüstung inklusive Schlägern deutlich umfangreicher als bei anderen Sportarten ist, musste die Größe entsprechend angepasst werden.



Miners-Vorsitzender Stavros Avgerinos hat sich auf Sportzahnmedizin spezialisiert.

Aber auch für das Spielfeld gab es besondere Anforderungen. So sind gelenkschonende Abfederungen, wie sie bei üblichen Sporthallen erwünscht sind, beim Skaterhockey nicht gewollt. „Der Boden wurde direkt auf dem Beton der Eisfläche ausgelegt, damit nichts gedämpft wird“, erklärt Avgerinos. Zeitliche Verzögerungen gab es bei der benötigten Spielfeldumrandung. Hier sollten zunächst die in der Kö-Pi-Arena noch gelagerten Banden aus früheren Revier Löwen-Zeiten zum Einsatz kommen, die dann aber dort doch noch weiter benötigt wurden. „Insgesamt aber verlief die Zusammenarbeit mit der Stadt sehr gut“, zeigt sich der Miners-Vorsitzende mit dem Ergebnis zufrieden.

Ebenso wie mit der Benennung der Halle nach Karl-Heinz Pflugbeil, die nach einigen politischen Auseinandersetzungen zur Freude der Skaterer schließlich durchgesetzt wurde.

Parallel zum Umbau der Halle begannen die Fusionsgespräche zwischen den beiden Klubs, die überraschend schnell zusammenfanden. Avgerinos wurde Vorsitzender der neu gegründeten Miners, die in ihrem Namen die Ruhrpott-Heimat dokumentieren und wie zuvor die Piranhas dem SC Buschhausen angehören. Dass die Fusion nicht nur auf dem Papier existiert, zeigte sich bei den Renovierungsarbeiten in der neuen, gemeinsamen Halle. „Hier hat jeder angefasst und nach seinen Fähigkeiten mitgeholfen, das hat zusammengeschweißt“, erinnert sich Avgerinos.

Unter dem neuen Dach haben die Hobbyspieler nun ebenso ihren Raum wie

der Leistungssport. Dieser entwickelte sich durch die neue Halle schnell zum erfolgreichen Aushängeschild des Clubs.

Trainer Jan Bedrna konnte sich vor Anfragen hochkarätiger Akteure kaum retten, die die oft muffigen Turnhallen anderer Vereine gerne mit den Vorzügen einer reinen Skater-Halle tauschen wollten. So gelang direkt im ersten Jahr der Sprung aus der Regionalliga in die zweite Bundesliga. Der war durchaus geplant, anders als der dann direkt im kommenden Jahr gelungene Durchmarsch in die erste Liga. „Das ist natürlich ein Segen, aber auch eine enorme Herausforderung, auf die wir eigentlich gar nicht so schnell vorbereitet waren“, gibt Avgerinos zu. Damit sind weniger die Kosten als die umfangreichere Organisation für die erste Liga gemeint, für die die Strukturen innerhalb des Vereins erst noch wachsen müssen.

Finanziell, so betont der Vorsitzende, sind die Kosten der ersten Mannschaft durch Sponsoren gedeckt, auch wenn in sozialen Netzwerken immer wieder Gerüchte kursieren, nach denen die Miners pleite sind. „Das ist Quatsch. Wir sind ein wachsender Verein“, stellt



In der Laufschiule lernen die Kleinen die Koordination beim Skaten.



der Vorsitzende klar. Bei den Kosten für die erste Mannschaft handelt es sich seiner Aussage nach ausschließlich um die für den Spielbetrieb, finanzielle Leistungen für die Spieler gebe es von Vereinsseite keine. Abgesehen von Teilen der Ausrüstung und Beitragsfreiheit im Verein. Einige der Spieler verdienen ihr Geld ohnehin beim Eishockey und nutzen die Sommersaison mit Genehmigung ihres Vereins, um beim Skaterhockey fit zu bleiben. Die Sportarten sind schließlich sehr verwandt.

So ist das Spielfeld der Pflugbeil-Halle fast genauso groß wie beim Eishockey. Und auch viele Regeln sind gleich.

Allerdings stehen beim Skaterhockey nur vier Feldspieler auf dem Feld und damit einer weniger als beim Eishockey. Dadurch wird das Spiel schneller. Ebenso wie durch die fehlende Abseitsregelung, da auf dem Feld eine Unterteilung in drei Drittel wie beim Eishockey fehlt.

Unabhängig vom Erfolg der ersten Mannschaft liegt für Avgerinos der Schwerpunkt seiner Arbeit auf dem Nachwuchs. „Als Verein haben wir nicht vorrangig die Aufgabe, eine Bundesligamannschaft zu haben“, erklärt der Mediziner, „unser Hauptaugenmerk liegt darauf, Kinder zum Sport zu bringen.“ Dem vierfachen Familienvater

ist es ein Anliegen, dass Kinder sich bewegen. „Und beim Skaten wird die Koordination hochgradig ausgebildet“, weiß er.

So dient die Laufschiule der Miners für Kinder im Alter zwischen vier und neun Jahren nicht nur dem Heranführen an das Hockeyspielen. „Von den 15 Kindern einer Laufschiulgruppe wechseln im Schnitt ein oder zwei anschließend in die Hockey-Laufschiule und auch von denen geht nicht jeder hinterher zum Sport“, weiß Avgerinos. Dabei spielt bei manchen auch der finanzielle Aspekt eine Rolle. So muss für eine günstige Ausrüstung durchaus schon so um die 250 Euro bezahlt werden. „Eine Badehose ist da billiger“, lacht Avgerinos beim Vergleich mit dem Schwimmen. Aber auch die weiten Fahrten, schon die Bambini müssen zu Auswärtsspielen bis etwa ins Sauerland reisen, schrecken viele Eltern ab.

Avgerinos weiß, wovon er spricht. Der 47-Jährige ist Vater von vier Kindern, die sich alle dem Sport auf Rollen und Kufen verschrieben haben. „Ich selber hatte in meiner Jugend nie etwas damit zu tun. An den Genen kann es also kaum liegen“, flachst der gebürtige Grieche, der in seiner Jugend in Schwaben bei den Stuttgarter Kickers in Sachen Fußball und bei Frisch-Auf Göppingen als Handballer aktiv war. „Skaterhockey habe ich erst durch meine Kinder kennengelernt.“ Anders als viele andere Eltern hat er sich allerdings nicht mit der Rolle des Chauffeurs zum Training



oder den Spielen zufriedengegeben. „Wenn ich etwas mache, dann richtig“, erklärt Avgerinos, der sich schnell im Verein engagierte und Verantwortung übernahm. Übrigens nicht nur bei den Miners. In Duisburg ist er Vorsitzender des dortigen Eishockey-Vereins.

Das Familienleben spielt sich so in den unterschiedlichsten Hockey-Hallen ab. Der älteste Sohn Ares ist mittlerweile ausschließlich auf dem Eis unterwegs. In der DNL-Mannschaft der Kölner Haie und der U17-Nationalmannschaft sogar auf dem besten Weg zum Profi. Achilles, der zweitälteste, jagt in Duisburg in der Schüler-Bundesliga dem Puck hinterher und gehört zum Junioren-Team der Miners. Auch Adonis, der Jüngste, ist auf Rollen und Kufen unterwegs. Zumindest ansatzweise aus der Art schlägt Tochter Rhea, die zwar Eishockey spielt, daneben aber den Pferdesport für sich entdeckt hat.

Mit Fabian Lenz (r.) und Sebastian Schneider zählen zwei Nationalspieler zum Team der Miners.



„Daher kenne ich jede Halle in der näheren und weiteren Umgebung“, so Avgerinos, der daher die Vorzüge der eigenen Halle besonders zu schätzen weiß. „Wir haben die mit Abstand beste Lauffläche für Inlinesport in Deutschland“, sagt er stolz. Sicherlich ein Grund dafür, dass die Miners kontinuierlich wachsen. Mit derzeit etwa 280 Aktiven, etwa die Hälfte davon im Nachwuchsbereich, gehören sie schon zu den größten Vereinen bundesweit. Damit ist aber noch längst nicht das Ziel erreicht, wenn es nach dem „Präsi“ geht. „500 Mitglieder würde die Halle schon hergeben“, lautet seine Rechnung im Hinblick auf die Trainingszeiten. Momentan gibt es jeweils zwei Junioren, Jugend- und Schülerteams sowie eine Bambini-Mannschaft im Nachwuchsbereich und drei Herren- und zwei Hobbymannschaften bei den Erwachsenen. „Der Traum wäre, im Jugendbereich überall dreigleisig zu fahren“, erklärt Avgerinos.

Damit wäre ein Angebot für jedes Kind entsprechend seiner Fähigkeiten gewährleistet. Zugleich wäre damit wohl auch die Zukunft der schon jetzt erfolgreichen Nachwuchsarbeit gesichert. Der Pokalsieg der Junioren im Herbst war bereits ein dickes Ausrufezeichen, das auch für den Seniorenbereich Hoffnung macht. Schon jetzt gehören Spieler des eigenen Nachwuchses zum Bundesliga-Team, das in den Playoffs um die deutsche Meisterschaft kämpft.

Aber auch bei den Erwachsenen gibt es ständig Zuwachs, vor allem im weiblichen Bereich. Denn in der kommenden Saison soll eine Damenmannschaft am Spielbetrieb teilnehmen. „Wir hätten schon jetzt ein Team zusammen be-



Junioren-Kapitän
Jannik Rustemeyer mit
dem deutschen Pokal.

280
Aktive, davon die
Hälfte im Nach-
wuchsbereich

kommen, doch die Mannschaft sollte schon konkurrenzfähig sein, daher wird sie erst ab der nächsten Saison in der Liga starten“, erklärt Avgerinos. Und da die Miners „allen ein Dach bieten, die auf Rollen unterwegs sind“, wie der Vorsitzende sagt, ist er auch auf die Roller Derby-Damen stolz.

Die „Mine Monsters“ üben seit 2015 die aus den USA stammende Vollkontaktsportart in Oberhausen aus. Hierbei müssen auf einer ovalen Bahn so viele Runden wie möglich absolviert werden. Jedes Team besteht aus 14 Personen, von denen fünf sich gleichzeitig auf der Bahn befinden. Dabei versu-

chen die vier Blocker die gegnerische Punktsammlerin (Jammerin) aufzuhalten. „Eine schnelle Sportart, die hierzulande zwar noch relativ unbekannt ist, aber immer mehr Freunde findet“, weiß Miners-Sprecher Christian Binas. Neben dem Damen-Team hat sich im September daher auch noch ein Junioren-Team unter dem Namen „Mogweis“ gegründet.

Die Miners sind also gut aufgestellt, auch wenn weitere Projekte anstehen. So ist die Halle eigentlich prädestiniert für größere Turniere, national wie international. Anfragen der Verbände gibt es bereits, doch um diese ausrichten zu können, ist eine Tribüne Voraussetzung. Hier wird derzeit mit der Stadt nach einer Lösung gesucht, da neben der Anschaffung auch Folgekosten anfallen, die für den Verein mit seinen sozialen Beiträgen schwer zu stemmen sind. „Die will ich meinem Nachfolger nicht aufbürden“, denkt Avgerinos bereits weiter.

Aber sollte die Entwicklung der Miners so weitergehen wie bislang, dürfte auch dieses Projekt in naher Zukunft erfolgreich umgesetzt werden.

VOM KINDERGARTEN ZUM KLEINKUNST-TEMPEL

Eine städtische „Tochter“ hat in den letzten Jahrzehnten das getan, was die „Mutter“ nicht mehr durfte: Sie kümmerte sich um die gebaute Stadtentwicklung.

Von Gustav Wentz



FOTOS: WALLHORN (4)

Das Ebertbad „gerettet“ zu haben, darf sich die OGM auf ihr Erfolgskonto schreiben.

Als im Jahre 2001 das Unternehmen mit dem etwas umständlich-merkwürdig wirkenden Namen „Oberhausener Gebäudemanagement GmbH“ (OGM) ins Leben gerufen wurde, ahnte man noch nichts oder nicht viel von seiner über die Jahre wachsenden Bedeutung. Zunächst sah es nur so aus, als hätte der „Umbau“-Oberbürgermeister Burkhard Drescher da lediglich einen neuen Weg gefunden, relativ schwierige städtische Aufgaben rund um die Bewirtschaftung von Gebäuden wie Reinigung und Instandhaltung bzw. -setzung in einem Betrieb zu bündeln. Es war mehr: „Mittler-

weile kann man sagen, dass die Stadt ohne OGM nichts Materielles mehr zur Daseinsvorsorge hätte machen können“, fasst OGM-Geschäftsführer Hartmut Schmidt zusammen.

Das hatte Gründe: Die Stadt befand sich seit Anfang der 80er Jahre rund 30 Jahre lang in der Situation der so genannten „Haushalts-Konsolidierung“, was kurz gefasst bedeutet: Sie stand unter der finanziellen Fuchtel der obersten Behörde im Regierungsbezirk Düsseldorf, sie stand unter dem Diktat des Regierungspräsidenten. Die staatliche Mittelinstanz hatte das letzte Wort, wenn es um solche Entscheidungen

des Rates ging, die finanzielle Auswirkungen und nicht die Ausführung und Befolgung gesetzlicher Bestimmungen zum Inhalt hatten. Davon gibt es so einige – besonders auf- und augenfällig sind die, die mit dem Errichten von Gebäuden zu tun haben.

Ein neues Schwimmbad zu bauen oder ein altes Gebäude mit neuem Eigenleben zu retten? Kindertageseinrichtungen zu schaffen und zu vermieten? In einer alten Sparkasse eine neue Stadtteilbibliothek einzurichten? Einem Verein zu helfen, indem man ihm Aufbauten abkauft und gegen Miete zur Verfügung stellt? Alles Fragen, denen der Rat gern



Der Aquapark mit dem nachgebauten Förderturm gehört zu den spektakulärsten Projekten, die unter OGM-Regie entstanden.

zugestimmt und dabei doch schon gewusst hätte, dass der Regierungspräsident sie gleich kassieren würde, weil: Ihr habt kein Geld! So funktioniert das Spardiktat, dem Oberhausen sich mit der OGM geschickt entzog. Der Rat stimmte also zu, dass nicht er (also die Stadt), sondern die OGM sich darum kümmert, und damit war der Rat der staatlichen Kontrollinstanz gegenüber „aus dem Schneider“.

Die OGM machte mit ihrer GmbH-Konstruktion (alleiniger Anteilseigner: Stadt Oberhausen) einiges möglich und erwies sich dabei als so erfolgreich, dass andere Städte mit ähnlichen finanzi-

ellen Gegebenheiten wie Oberhausen ihr Modell zu Teilen kopierte. Die große Zahl der Gründung von „Eigenbetrieben“ in unseren Nachbarstädten und auch weiter entfernt geht darauf zurück. Bisweilen war da vom „System Oberhausen“ die Rede – mal mehr und mal weniger positiv gemeint, aber immer mit unverhohlener Anerkennung.

Jüngstes Projekt erregt Aufsehen

Zum jüngsten dieser Projekte ist erst im Spätsommer 2017 der Grundstein gelegt worden, und seither wird fleißig an der Marktstraße zwischen Friedrich-Karl- und Gutenbergstraße gebaut. Entstehen wird an der Stelle der ein-

stigen und stets ungeliebt gebliebenen „Markthalle“ das Jobcenter als Verwaltungsgebäude für den Arbeitsmarkt. Mit einem Clou: Auf dem Dach nämlich wird ein Gewächshaus den so genannten „Altmarktgarten“ aufnehmen, in dem später geerntet und dessen Produkte schließlich verkauft werden sollen. Das erregt zusammen mit einer Reihe hochinteressanter energietechnischer Neuerungen jetzt schon große Aufmerksamkeit bis ins europäische Ausland. Kein Zufall, dass sich das Bundesumweltministerium an den Gesamtkosten von rund 20 Millionen Euro mit mehr als zehn Prozent beteiligt.

650

Mitarbeiterinnen
und Mitarbeiter
sind für die
OGM GmbH
tätig



Für den freien Träger „Löwenzahn“ baute die OGM die Kindertageseinrichtung an der Försterstraße. Hartmut Schmidt ist seit 2001 für die Geschäftsführung zuständig.

Im Stemmen prestigeträchtiger Projekte hat die OGM mit ihren Geschäftsführern Hartmut Schmidt und Horst Kalthoff sowie 650 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern schon einige Erfahrung gesammelt: Sanierung und Umbau des Bert-Brecht-Hauses, Ankauf und Sicherung des Kleinkunsttempels Ebertbad, Ankauf der früheren Sparkasse in Sterkrade und Umbau zur Stadtteilbibliothek, Modernisierung des denkmalträchtigen Hallenbades Sterkrade, Neubau von Hallenbad Oberhausen in der Innenstadt, Aquapark an der Heinz-Schleußer-Marina am Centro, Kauf und Vermietung des Waldstadions Rothebusch, Kauf und Sanierung der Karl-Heinz-

Pflugbeil-Halle im Revierpark Vonderort. Die Reihe ließe sich fortsetzen – in den letzten Jahren hat die OGM beispielsweise vier Kindertageseinrichtungen mit einem Gesamtwert von mehr als sieben Millionen Euro gebaut und zwei der Stadt Oberhausen als Betreiberin überlassen, zwei an Vereine als private Träger.

Alle zahlen Miete und sorgen so für die Refinanzierung. Im Schnitt setzt die OGM rund 100 Millionen Euro im Jahr um, beileibe nicht allein durch die hier beschriebenen Tätigkeiten. Ständige Geschäftsfelder, die sie im Auftrag der Stadt zu beackern hat, sind etwa das

Tiergehege im Kaisergarten, das Friedhofswesen, die Unterhaltung von Grün- und Sportflächen oder das Energiemanagement. „Ja“, scheint Hartmut Schmidt bei der Aufzählung selber zu staunen, „ganz schöner Batzen an Aufgaben, was?“ Und alles geschieht unter den Augen der Öffentlichkeit – nicht nur in der Öffentlichkeit der Bürgerinnen und Bürger, die ja tagtäglich sehen, was die OGM so tut, sondern auch streng und regelmäßig kontrolliert von einem Aufsichtsrat, in dem zehn Vertreter des Rates und fünf Vertreter der Arbeitnehmer sitzen.

„Phönix“ – nicht in Glut und Asche, sondern in der Morgensonne Venedigs.



FOTOS: MIRELA D'ALESSANDRO, ARNO MARTIN, KONRAD VETTER, ROLF GROSSMANN, URS ALI, PHILIPP LEBERER, JENNY BYRON, EFWB, PASCAL MAUME, ROBERT BEAU

EINE GEHEIMNISVOLLE LEIDENSCHAFT

Wolfgang Flik präsentiert seit 25 Jahren
Kostüme im venezianischen Karneval

Von Helmut Kawohl



Nein, die Umschreibung Hobby treffe es nicht, betont Wolfgang Flik gleich zu Beginn des Gesprächs. Leidenschaft, das sei das richtige Wort. Und es ist eine große, eine geheimnisvolle Leidenschaft, die der inzwischen pensionierte Lehrer für Deutsch und Erdkunde des Bertha-von-Suttner-Gymnasiums („ich darf weiterhin an der Schule aktiv sein – aber nur backstage“) betreibt. Wolfgang Flik reist seit 25 Jahren alljährlich zum venezianischen Karneval in die italienische Lagunenstadt. Aber nicht als Tourist oder Fotograf – nein, Wolfgang Flik ist der Grund, warum es die Touristen aus aller Welt zu dieser doch recht kühlen Jahreszeit in Scharen nach Venedig zieht. Denn Flik ist einer der vielen geheimnisvollen Unbekannten, die in diesen Tagen in kunstvollen und farbenprächtigen Kostümen durch die Stadt laufen und sich vor wunderschönen Kulissen bestaunen und fotografieren lassen. Die Mimik der Fremden ist dabei hinter Masken versteckt, ihr Gesicht verrät nichts.

Seine erste – noch touristische – Begegnung mit dem Karneval in Venedig hatte Wolfgang Flik 1985 als Fotograf, der zeigen wollte, dass es auch eine

andere Form von Karneval als den uns bekannten rheinischen gibt. Der Pädagoge („auch aus Leidenschaft“) war neben der wunderbaren Umgebung fasziniert von der Vielfalt der Farben und der Kostüme, aber auch von dem Stillen und Geheimnisvollen, das die unbekannten Menschen ausstrahlten. Heute, nach 25 eigenen Auftritten im venezianischen Karneval, interpretiert Wolfgang Flik seine Venedig-„Festspiele“ so: „Das Stille und Geheimnisvolle versuche ich in den Kostümen ebenfalls darzustellen. Im Unterschied zu dem Lauten, Großen und oft auch Bombastischem, das heute oft überwiegt. Was kann ich mir Schöneres wünschen, als wenn die Touristen vergessen zu fotografieren, weil sie vom Geheimnis des Kostüms gefangen sind.“

Dass Wolfgang Flik seine Kostüme mit einer anderen Körpersprache präsentieren kann als der Normalbürger, hängt wohl mit seiner Ausbildung in klassischem Ballett zusammen, die er 1978 in der bekannten Oberhausener Ballettschule von Marianne Herkenrath begann. Bis zur Auflösung der Ballettschule im Jahre 2003 nahm Flik als einer der wenigen Männer im Ensemble an vielen Aufführungen u. a. in den Stadttheatern Oberhausen und Duisburg sowie in der Stadthalle Mülheim teil. Flik: „Durch die Ballettausbildung bekam ich viele Impulse für die Präsentation meiner Kostüme.“

Und durch das Ballett fand Wolfgang Flik auch den Kontakt zur Kostümbildnerin Angela Latsch, die von 1992 bis zu ihrem Tod 2013 alle Kostüme als Unikate für ihn entworfen und hergestellt hat und die auch schon für Helge Schneider gearbeitet hat. Anfangs

noch seinen Konzepten folgend, in zunehmenden Maße aber selbstständiger und von ihrer eigenen Handschrift geprägt. Flik: „Angela Latsch war stets die künstlerische Ideengeberin, ich gewissermaßen ihre Heidi Klum, die das Kostüm präsentierte.“ Der letzte Kostümentwurf von Angela Latsch wurde von der Oberhausener Schneiderin Heidi Konkowski fertiggestellt, die ihr Atelier heute in Schmachtdorf hat. Seit dem Tode von Angela Latsch lässt Wolfgang Flik seine Kostüme im Atelier „Engel Design“ in Stommeln bei Köln entwerfen, zu dessen Auftraggebern u. a. auch die bekannte Kölner Band Hühner, deren Zirkusprojekt „Die Hühner Rockin‘ Roncalli Show“ und der Düsseldorfer Gastronom und Brauereichef Peter König („Füchsen“) gehören.

1992 war Wolfgang Flik erstmals in einem Kostüm in Venedig unterwegs. Es trug den Namen „Die Poesie“ und war einer Porzellanfigur nachempfunden, die er von der damaligen „Bertha“-Schulleiterin Hanna Schroer geschenkt bekommen hatte. „Hanna Schroer hat mich mal den buntesten Vogel des Kollegiums genannt“, lacht Flik. Bereits ein Jahr später wurde er in diesem Kostüm – „eines der erfolgreichsten anhand der veröffentlichten Bilder“ – von den Fotografen in den inoffiziellen Kreis der 50 schönsten Masken von Venedig aufgenommen, was ihn natürlich besonders freute. Seine Leidenschaft für den venezianischen Karneval war damit endgültig besiegelt. Flik, ein drahtiger Mann von kleiner Statur mit auch heute noch keinem Gramm zu viel auf den Hüften, schmunzelt: „Manch einer der Fotografen meinte, ich hätte die schönsten Männerbeine von Venedig.“

Wie er das so sagt, hört man da natürlich einen guten Schuss Eitelkeit, aber daraus macht Wolfgang Flik auch gar keinen Hehl. Klar, sagt er, die Beine sind Teil des Kostüms, ebenso, dass der Betrachter nicht wisse, ob ein Mann oder eine Frau darin stecke. „Im Kostüm bin ich in einer Rolle – egal ob Mann oder Frau.“

Für das Anlegen von Kostüm und Maske und das Schminken im Hotel benötigt Wolfgang Flik meist nur 30 Minuten, „dann bin ich nicht mehr als Person zu erkennen“. Gepäcktechnisch sei er mit seiner Ausstattung begrenzt, da er allein unterwegs sei und fliege. Gewundert hätten sich vorher daheim allenfalls die Verkäuferinnen in der Abteilung für Damenschuhe, wenn er mal wieder was Hochhackiges gesucht habe.

Der Karneval Ende Januar, Anfang Februar ist die teuerste Reisezeit für Touristen in Venedig. Eben wegen des venezianischen Karnevals. Die Stadt Venedig hat dies werbewirksam erkannt und den Zeitraum des Karnevals inzwischen auf 18 Tage ausgedehnt. Wolfgang Flik aber konzentriert sich nur auf die heiße Phase des Karnevals. Er und die anderen Kostümträger

Für die Beteiligten ein Höhepunkt: das alljährliche große Maskentreffen vor der Kirche Santa Maria della Salute.



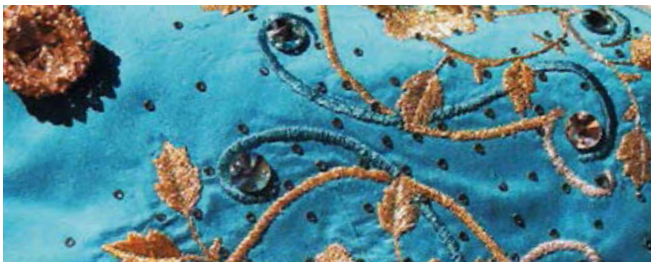


Nur noch „stop and go“:
der Karnevals-sonntag
rund um den Markus-
platz.



Detailfreude im Kostüm
wie in der Präsentation.

Rund
800
Kostümträger kommen
zum Karneval nach
Venedig



**Geschichte des Karnevals
in Venedig**

Erstmals 1094 urkundlich erwähnt in einer Chronik im Sinne eines Jahrmarktes in der Lagunenstadt; im 13. Jhdt. wurden Masken-Macher in die Zunft der Künstler aufgenommen; im 17. u. 18. Jhdt. Höhepunkt des venezianischen Karnevals in Bezug auf Phantasie, Luxus und Prachtigkeit; Darstellungen in bekannten Gemälden. Ende des 18. Jhdt. Verbot des Karnevals durch Napoleon, erst 1978 Wiederbelebung durch private Vereinigungen. Seit Anfang der 1980er Jahre offizielle Förderung durch die Comune di Venezia.



Zeichen einer Leidenschaft: jedes Jahr ein neues Kostüm.



flanieren dann in der Regel alleine durch die Stadt. Flik weiß: „Nicht ich, sondern das Kostüm wird fotografiert. Und die Fotografen wissen, sie bekommen ein perfektes Kostüm mit ansprechender Präsentation.“ In den fünf Tagen seines Auftritts werden bis zu 30.000 Fotos von dem Kostüm gemacht. Kommen Touristen auf Wolfgang Flik zu, um ihn zu fotografieren, führt er sie immer zu einer schönen Kulisse: „Damit auch der Hintergrund stimmig ist.“ Auf rund 600 bis 800 schätzt Flik die Zahl der Kostümträger während des venezianischen Karnevals, die meisten von ihnen kommen aus dem deutsch- und französischsprachigen Raum.

Seit vielen Jahren lädt Wolfgang Flik bereits von Oberhausen aus Kostümträger und Fotografen am Donnerstag vor dem eigentlichen Karnevalswochenende zum großen gemeinsamen Maskentreffen auf der Freitreppe vor der prachtvollen Kirche Santa Maria della Salute am Canal Grande ein. Ein imposantes farbenprächtiges Spektakel, das sich Tausende Touristen nicht entgehen lassen. Für die folgenden Tage gibt es dann stets relativ feste Zeitfenster, die den Lichtverhältnissen in der Stadt angepasst sind wie die „Blaue Stunde“ während der Phase des Sonnenaufgangs. Auf dem Programm stehen außerdem Verabredungen mit Fotografen oder die Teilnahme an Masken-Defilees auf dem Markusplatz auf Einladung des Veranstalters. „Von Maske zu Maske“ trifft man sich dann abends im „Café Florian“ aus dem 17. Jahrhundert, das in Venedig höchsten Ruf genießt. Nach vielen Stunden posieren im Kostüm vor wechselnden Kulissen muss man schließlich auch

mal Pause machen und das Gespräch mit Gleichgesinnten suchen...

Preiswert ist Wolfgang Fliks Hobby, pardon: seine Leidenschaft, nun ganz und gar nicht. Für Kostüm, Anreise, Hotel und Verpflegung gehen alljährlich schon ein paar Tausender drauf. Aber wenn Flik, ein Freund ästhetischer Gegenstände, sich später mit seinen Kostümen in Zeitschriften wie „Merian live! Venedig“, auf Postkarten, CD-Covern, Kalendern oder in verschiedenen Büchern und Filmbeiträgen wiederfindet, erfüllt ihn das natürlich mit einer großen Portion Wertschätzung und Stolz. 2007 fiel ihm während eines Schüleraus-

tausches mit dem „Bertha“ in der ukrainischen Partnerstadt Saporishja sogar ein Prospekt in die Hände, mit dem die Firma Olympus weltweit die Einführung einer neuen Spiegelreflexkamera bewarb. Im Kostüm als Leitmotiv der Werbekampagne: Wolfgang Flik. Gerne präsentiert Flik seine Leidenschaft heute auch bei unterschiedlichen Veranstaltungen rund um das Thema Karneval oder Masken, in Oberhausen trat er häufig im Rahmen des Liricher Lichterfestes auf. Befreundete Fotografen laden ihn auch gerne zu Ausstellungseröffnungen ein. Jetzt steht aber erst einmal die nächste Reise 2018 nach Venedig an...



„Die schönsten Männerbeine von Venedig“ – hier im Kostüm „Die Abendröte“.



ER BRENNT FÜRS THEATER

**Florian Fiedler holte
ein junges Team an den
Will-Quadflieg-Platz**

Von Ralph Wilms



Der neue Theaterintendant Florian Fiedler. – Szene aus „Amok“ mit Clemens Dönicke (l.) und Dietmar Nieder.

Manche warten nicht bis zur Pause, gehen kopfschüttelnd, aber wenigstens nicht türenschlagend. Andere – und es sind nicht unbedingt die jungen Hipster – lassen sich einbeziehen ins tragische Spiel, ziehen mit der trauernden Antigone unter einer langen Stoffbahn durch die Zuschauerreihen. So zwiespältig wie die Deutung des 2400 Jahre alten Sophokles-Textes – oder dem, was die Regie Babett Grubes davon übrig ließ – so zwiespältig sind auch die ersten Eindrücke aus der ersten Spielzeit des neuen Intendanten Florian Fiedler.



Das Presseecho auf die ersten eigenen Produktionen des neuen Teams im Theater am Will-Quadflieg-Platz war durchweg kritischer als die Resonanz auf jene ersten Gespräche im Sommer, mit denen sich der 40-jährige Hamburger der Kulturpolitik und den Medien vorgestellt hatte. Mit der Frische und ungekünstelten Sicherheit seines Auftretens – und mit dem, was er anzukündigen hatte – wusste Florian Fiedler zu gefallen. Der erste große Coup des erfahrenen Regisseurs, im Grunde ein Bühnenpraktiker seit seinem Zivildienst am stolzen Thalia-Theater seiner Heimatstadt, war ein politischer, kein inszenatorischer.

Wer weiß, wie kläglich die Einstiegsgehälter für Theater-Schauspieler sind, der hat im Mai aufgemerkt: Das ist mal eine Ansage! Noch vor dem Start seiner Intendanz rüttelte Florian Fiedler kräftig am Gehaltsgefüge des Theaters: „Wir verteilen von oben nach unten.“ Als Intendant bietet der 40-Jährige seinen jüngsten Schauspielern 2300 Euro als Einstiegs-Gage – ein Plus von über 400 Euro. Er selbst verdiene ja „als Anfänger deutlich weniger als Peter Carp“, sein Vorgänger und heute Generalintendant in Freiburg im Breisgau.

Florian Fiedler versteht diese handfeste Umschichtung als „Tribut an eine exzel-

„Antigone“ mit Christian Bayer (l.) – Beim Besuch der Eisdielen: Florian Fiedler mit einem Teil seines künstlerischen Leitungsteams



lente Ausbildung an Elite-Hochschulen“. Dieser große Schritt ist bezahlbar, weil sich das Ensemble mit der Rochade im Sommer deutlich verjüngt hat: Die beiden Jüngsten sind dann 23, der Älteste 59 Jahre alt. Auch der langjährige Verwaltungsdirektor Jürgen Henneemann begrüßte den neuen Haustarif „für ein soziales Theater“, wie er am ersten Arbeitstag des neuen Teams sagte. Mit dem jüngsten bundesweiten Tarifabschluss, der Ende Oktober für alle städtischen Häuser die Einstiegsgehälter auf 2000 Euro erhöht hatte, ist die im Frühsommer viel publizierte „Umverteilung“ in Oberhausen nur noch ein bisschen Avantgarde.

Jung sind nicht nur der Intendant und sein deutlich verjüngtes Ensemble, das zudem – und dieser Punkt ist dem Chef wichtig – inzwischen die Geschlechter-Parität wagt: mit neun Schauspielerinnen und neun Schauspielern. Fiedlers rhetorische Frage „Müssen die Räuber alles Männer sein?“ haben die ersten Inszenierungen bereits mit einem ausgeprägten „Mix-up“ (also mit „Nein“) beantwortet. Auch beim künstlerischen Leitungsteam – laut Bühnenstatistiken im Bundesdurchschnitt zu zwei Drittel männlich – wollte der neue Intendant lieber Frauen um sich haben. Bei Florian Fiedler arbeiten ausschließlich Dramaturginnen.

Die 38-jährige Patricia Nickel-Dönicke ist als Chefdramaturgin auch stellvertretende Intendantin. Die Potsdamerin kam als Zehnjährige „über Ungarn raus aus der DDR“. Nach dem Studium in Marburg und Frankfurt wirkte sie als Dramaturgin bis 2011 in Osnabrück, bis 2013 in Heidelberg und bis 2017 am Staatstheater Mainz. Als Förderin neuer Autoren erhielt Patricia Nickel-Dönicke bereits zwei Mal den „Preis der Deutschen Theaterverlage“. Die 35-jährige Meike Sasse aus Kiel war als Dramaturgin in Zürich, dann freiberuflich und zuletzt in Regensburg engagiert. Die 30-jährige Elena von Liebenstein aus Frankfurt beschreibt sich als „Teil von vielen Kollektiven, die häufig französische Namen trugen und mit Theater oder Rockmusik zu tun hatten“. Und mit aktueller Kunst – denn für die Sammlung Boros im Berliner Reichsbahnbunker Friedrichstraße war sie als Kunstvermittlerin tätig.

Die 36-jährige Lucie Ortmann aus Bochum wirkte in Köln als Dramaturgin am Schauspiel, aber auch für die Tanzkompanie Michael Douglas Kollektiv und für das Literaturfestival Litcologne. Mit der 37-jährigen Babett Grube hat das Theater Oberhausen erstmals eine Hausregisseurin. Das Regiefach studierte sie an der Theaterakademie Hamburg. Für ihre Inszenierung von „Tigermilch“ am Schauspiel Hannover war sie 2015 für den deutschen Theaterpreis „Der Faust“ nominiert. Prof. Dr. Romi Domkowsky leitet die „theater: faktorei“ – der neue Name fürs Theaterpädagogische. Die 40-Jährige ist für die Aufgabe bestens vorbereitet: Sie promovierte über „Die Wirkung des Theaterspiels auf junge Menschen“, begleitete Kinderkulturprojekte im Berliner

Wedding. Auch in sechs Berufsjahren als Professorin beschäftigte sie sich vor allem mit Theater für Kinder und mit Kindern.

Bei drei neuen Posten im Theater dürfen Männer ran: Mit dem 33-jährigen studierten Innenarchitekten und Szenografen Demian Wohler gibt's einen Haus-Ausstatter am Will-Quadflieg-Platz, der bereits ein markant sichtbares Zeichen setzte: Der in Saal 2 umbenannte Malersaal kann nun mit einer Bar aufwarten – die Zuschauertribüne ist verschwunden. Die bisherige Bar (oder „b.a.r.“) hat zwar ihren Tresen behalten und ist auch nicht gekachelt – firmiert aber nun als Pool: „Das steht für den Sprung ins kalte Wasser.“ Außerdem kündigte Demian Wohler an, ein altes Möbellager in den Katakomben des Theaters für die „Disco 3000“ zu räumen.

Al neuer Hausautor sorgt Dirk Laucke vom 1. Dezember an für drei Teil-Premieren im Saal 2, präsentiert als „eine radiophone Stückentwicklung“. Dafür ist der Nachwuchsautor des Jahres 2007 seit dem Sommer recherchierend in Oberhausen unterwegs. Teil 1 nennt der 35-Jährige aus Halle/ Saale „Die Freiheit in Abrede“. Als Teil 2 folgt am 25. März 2018 „Unter uns Indianern“; zum Schluss am 3. Juni heißt es „Nur die Harten (kommen in den Garten)“. Und dann gibt's noch die Doppelbegabung Martin Engelbach. Der 50-jährige zählt als Schauspieler zu den 18 des Ensembles – ist aber auch Bühnen-Musiker mit besten Referenzen: Der studierte Jazz-Schlagzeuger arbeitet seit 2000 fürs Theater. Musikalischer Leiter war er bereits für die größten Häuser – vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg bis zum Wiener

Burgtheater. Seit 2012 arbeitete er in Hannover für Florian Fiedler – der Intendant ist ebenfalls Schlagzeuger. In der Auftakt-Inszenierung „Schimmelmanns“ sorgte der Multi-Instrumentalist Engelbach hinter seiner am Bühnrand aufgebauten Batterie für ein dezentes Glanzlicht.

Und Florian Fiedler, der in Hamburg aufgewachsene Intendant, der manchmal selbst wie ein großes Kind wirkt? Der 40-Jährige wusste mit 18: Er will Intendant werden – „aus Begeisterung fürs Deutsche Schauspielhaus“. Studiert hat er exakt einen Tag, war aber schon als „Zivi“ am Thalia-Theater zugleich Regieassistent für Inklusionsprojekte. Acht Jahre später kürte ihn „Theater heute“ zum Nachwuchsregisseur des Jahres. Und das Goethe-Institut listet Florian Fiedler unter den 50 bedeutendsten Regisseuren im deutschsprachigen Raum.

„Freudig aufgeregt“ erklärte sich der Intendant am ersten Arbeitstag der Mitte August versammelten Mannschaft. Zu den Kommentaren, er lege einen „mutigen Spielplan“ vor, sagte der Intendant, es gehe ihm vor allem darum, „dass es relevante Stoffe sind“. Sind sie es? Die ersten beiden Premieren im Großen Haus – die von Fiedler selbst inszenierte Uraufführung „Schimmelmanns“ und die klassische Tragödie „Antigone“, eigentlich die Ur-Figur des zivilen Ungehorsams – hatten ihr politisches Potenzial gründlich verspielt: bei der als „Verfall einer Gesellschaft“ unternommenen „Dramödie“ von Mario Salazar an eine billigste Pointenjagd, bei der Inszenierung von Hausregisseurin Babett Grube an eine Umarbeitung zum Familiendrama, in dem



Bei „Schimmelmanns – Verfall einer Gesellschaft“ führte Florian Fiedler erstmals Regie in Oberhausen.

2300
Euro Einstiegs-Gage
für die jüngsten
Schauspieler

Sophokles nur hin und wieder aufblitzte. Aber es kommt ja noch viel mehr, was den Anspruch an Relevanz einlösen könnte: Die zweite Oberhausener Inszenierung des Intendanten folgt am 12. Januar: „Eine Gesellschaft vergiftet sich selbst“, so beschreibt er die Essenz von Henrik Ibsens „Ein Volksfeind“. Florian Fiedler will eine eigene, zehn Jahre alte Inszenierung aus Frankfurt „grundsaniern“. Als Autor des ersten Dramas um einen Umweltskandal ist Ibsen ohnehin zeitlos gültig.

Für Science-Fiction mit satirisch-herber Note bürgt Stanisław Lem, dessen „Der futurologische Kongress“ der heutigen



„TRASHedy“ mit Lise Wolle und Mervan Ürkmez –
ein Stück der Performing Group

Wirklichkeit viel näher ist als man dem Romancier vor 45 Jahren glauben wollte. Sein Held Ijon Tichy erwacht übrigens im Jahr 2039. Der 40-jährige Regisseur Tomas Schweigen nutzt mit Vorliebe Prosatexte für seine ästhetisch eigenwilligen und vielfach preisgekrönten Arbeiten. Sein „Kongress“ tanzt auf der Premierenfeier am 2. Februar 2018. „Das siebte Kreuz“ nach Anna Seghers ist ein weiteres politisch-zeitkritisches Fanal im Spielplan: Den schon bald nach Erscheinen 1938 verfilmten Roman von der Flucht sieben Gefangener aus einem Konzentrationslager bearbeitet und inszeniert der Grimme-Preisträger Lars-Ole Walburg. Premiere ist am 2. März '18.

Die fast unglaubliche Überlebensgeschichte des Maurers und Antifaschisten Fritz Giga (1899 bis 1937) ist in Oberhausen – trotz zweier Straßennamen – kaum bekannt: Der 34-jährige Autor und Regisseur Christian Franke erarbeitet das Drama „Das dritte Leben des Fritz Giga“ auf Basis historischer Dokumente. Die Premiere am 20. April ist „an einem besonderen Ort in Oberhausen“ angekündigt.

Und wo ist der besondere erste Erfolg dieser jungen Intendanz, für die es ja eigentlich noch viel zu früh ist für eine umfassende Bewertung? Die war draußen auf der Straße und viele Ober-

hausener haben sich begeistert bis bewegt eingereiht: Die Rede ist von jener Theater-Prozession, die am Samstag nach der ersten Premiere vom Bahnhof durch die Innenstadt zum Will-Quadflieg-Platz führte. Die als Motto gestellte Frage „Wofür brennst du?“ fand dort viele begeisternde Antworten. Eines der bunten Transparente hatte schlicht jenes Wort viermal wiederholt, das die Welt bedeutet: „Theater - Theater - Theater - Theater“.

DIE VISIONEN REICHEN BIS INS JAHR 2030

Oberbürgermeister Daniel Schranz hat Gefallen am Amt gefunden. Viele Aufgaben erfordern Beharrlichkeit und langen Atem.

Von Gustav Wentz

Seit Oktober 2015 ticken die kommunalpolitischen Uhren in Oberhausen anders. Da erhielt erstmals seit den frühen 50er Jahren wieder ein Christdemokrat die Amtskette als äußeres Zeichen der Würde angelegt, jene Kette, die zuvor Luise Albertz (SPD), Friedhelm van den Mond (SPD), Burkhard Drescher (SPD) und Klaus Wehling (SPD) getragen hatten. Die scheinbar zementierte sozialdemokratische Vorherrschaft war schon bei der Wahl des Rates ein Jahr zuvor ins Wanken geraten, nun ging das wichtigste kommunale Amt an den vorherigen Vorsitzenden der CDU-Fraktion im Rat der Stadt, Daniel Schranz.

Zwei Jahre später: Im Dienstzimmer des Oberbürgermeisters hat sich nicht viel verändert: „Die Möbel habe ich übernommen“, erzählt der OB und lächelt, „aber ansonsten hat hier natürlich das 21. Jahrhundert Einzug gehalten.“ Tatsächlich hängt ein megagroßer Bildschirm an einer Wand. Schranz bringt per Smartphone den Bildschirm



FOTOS: WALLHORN (4)

Argumentiert gern und gut, diskutiert auch gern und gut: Oberbürgermeister Daniel Schranz.

in Aktion: „Im Besprechungsraum auf der anderen Flurseite steht ein ähnliches Gerät“, fügt er hinzu, „das erleichtert bei größeren Besprechungen die Kommunikation.“

Auf Kommunikation legt er Wert. Kurz vor seiner Wahl zum Oberbürgermeister hatte Daniel Schranz Leitideen und Visionen mit dem Arbeitstitel „Oberhausen 2030“ skizziert und darin dem Begriff „Bürgerbeteiligung“ einen eigenen Abschnitt gewidmet. Das schien damals so etwas wie Fintieren im Wahlkampf zu sein, hatte doch die SPD erst kurz vorher wegen angeblich mangelnder Bürgerkommunikation beinahe Schiffbruch erlitten, wodurch die Formation „Bündnis Oberhausener Bürger“ (BOB) mit fünf Sitzen in den Rat einzog und damit alles durcheinander brachte. Übrigens sind mittlerweile aus dieser einen Fraktion drei Gruppen entstanden, was die politische Arbeit vor Ort nicht wirklich leichter macht. Schranz aber begann gleich nach Amtsaufnahme mit Aktivitäten wie dem „Bürger-Rat“,



in dem sich Mitmenschen zu Wort melden und gehört werden, er war (und ist) relativ leicht erreichbar, hat offenbar ein offenes Ohr und zieht es vor, Dinge selbst in die Hand zu nehmen und nicht zu delegieren.

Darin zeigt sich der Schranz, der viele Jahre lang im Büro des Vorsitzenden der scheinbar ewigen Oppositionspartei saß und vor allem eines tat: Er studierte Akten. „Das mache ich heute noch“, kann er sich ein kleines Lächeln nicht verkneifen, „besonders vor der Sitzung des Verwaltungsvorstandes will ich jeden Vorgang mindestens einmal gelesen haben. Ich muss ihn kennen, denn sonst kann ich nicht steuern.“ Und „Steuermann“ ist er gern, das ist sein Amt, das will er auch länger ausüben als nur eine Wahlperiode. Sie endet 2020 – die „Visionen“ reichen bis 2030. Dass Schranz sich bei der Umsetzung dieser Visionen auf gutem Weg sieht, ist selbstverständlich, aber auch objektiv nicht von der Hand zu weisen. Nichts fällt vom Himmel, alles

1000

Arbeitsplätze bringt
die Edeka-Ansiedlung
mindestens

ist sehr oft und sehr lange vorbereitet, auch von anderen. Dass Oberhausen in den Herbstwochen 2017 plötzlich Erfolge meldet mit der künftigen Logistik-Ansiedlung von Unternehmen, darf sich der Amtsinhaber anrechnen, der gewiss auch einen großen Anteil hat und die 1000, am Ende wohl 1500 Arbeitsplätze, die ein Edeka-Lager in Holten bringen soll, seinem Konto gutschreiben darf. Dass sie längst nicht alle von höchster Qualität sein werden? „Alle Arbeitsplätze“, betont Schranz, „sind versicherungspflichtig. Richtig ist zwar, dass es über die Beschäftigung im IT-Bereich hinaus zahlreiche Stellen mit weniger komplexen Aufgaben gibt. Aber genau diese brauchen wir in Oberhausen mit seiner hohen Zahl an Langzeitarbeitslosen.“

Auf diese Frage hat er gewartet

An einem anderen Punkt lacht Daniel Schranz. Als nämlich die Frage kommt, die schon im Wahlkampf immer gekommen und nie beantwortet worden war, also: „Wohin soll denn das Bordell an

der Fließhofstraße verlegt werden?“ – „Wir arbeiten daran, und zwar mit einigem Druck. Mittlerweile gibt es das Prostituiertenschutzgesetz, das uns zusätzliche Instrumente gibt, und es gibt verwaltungsintern bereits Aufträge zur Planungssichtung und Planfeststellung. Wir haben auch ein Gelände im Auge.“ Da ist einem „Schuss aus der Hüfte“, der allgemein der Wahlkampfzeit zugerechnet worden war, konkrete Arbeit gefolgt, Respekt.

In Berlin treten in den Stunden, in denen wir miteinander sprechen, künftige Koalitionäre zusammen, um ihre Kooperation abzustecken. Während der letzten Regierung – und ganz deutlich auf Druck der SPD – hatte „Berlin“ endlich verstanden, dass es mit dem Darbenlassen der Kommunen nicht so weiter gehen dürfe. „Gemeinden wie unsere können nicht nahezu komplett die Kosten für Dinge übernehmen, die gar nicht ihrem Einfluss unterliegen“, nennt Schranz als Beispiele die Frage der Unterbringung von Flüchtlingen, aber auch von Kindern und Jugendlichen. Die Kosten im Sozialbereich explodieren und manche fühlen sich an die 80er Jahre erinnert. Da war es ganz ähnlich, da rutschten Städte (Duisburg war die erste, der rasch Oberhausen und etliche andere folgten) in die roten Zahlen und wurden sie auch nie mehr los. Übrigens ist das ein Grund, warum Schranz sich nicht nur für die überfällige Neuausstattung der Kommunalfinanzen über das Bund-Land-Verhältnis einsetzt, sondern auch für die Neufassung der nahezu antiquierten Gewerbesteuersystematik.

Wo bleiben vor diesem Hintergrund die vor der OB-Wahl versprochenen

Steuersenkungen? Darf man so etwas nicht so ernst nehmen? „Wenn der Bund die Kosten für geduldete Flüchtlinge übernehme und die Zahlen bei der Jugendhilfe nicht unerwartet explodiert wären, könnten wir das hinkriegen“, meint Schranz.

Szenenwechsel: Im September 2017 tritt der Rat der Stadt zusammen, hat eine umfangreiche Tagesordnung vor sich mit ein paar kniffligen Punkten. Daniel Schranz sitzt da, wo der Oberbürgermeister zu sitzen hat, und leitet. Da entzündet sich ein Streit an der verfühten Auflösung von Ämtern (in Oberhausen heißen die bekanntlich



Wenn er so guckt, gefällt ihm die Gegenrede nicht gerade.



„Bereiche“), die der Rat mal vor drei Jahren beschlossen hatte. Die Ratsmehrheit mäkelte daran herum, von „Rückschritt“ und sogar „Restauration“ ist die Rede. Der Oberbürgermeister bleibt gelassen, nimmt sich die Zeit, eine Begründung zu liefern. Das ist gut so, wäre aber nicht wirklich nötig gewesen: Er hätte auch sagen können: Ich habe hier die Organisationshoheit, und damit basta! Tut er nicht. Warum so lieb, Herr Oberbürgermeister? „Ich suche nicht die Konfrontation, weil es doch immer um das Wohl der Stadt geht. Wir wollen doch gemeinsam, dass es der Stadt besser geht.“ Kleine Anmerkung des Autors: Er schrieb im Jahrbuch ‚16 in seinem Bericht „Wachablösung im Rathaus“ unter anderem: „Wegen der . . . Mehrheitsverhältnisse im Rat wird Schranz eher ein moderierender als ein regierender Oberbürgermeister sein.“ In der Nachschau auf die Sitzung merkt Schranz noch an: „Wir waren mit mehr als 70 Tagesordnungspunkten in drei Stunden und 20 Minuten fertig und haben sicher 95 Prozent der Beschlüsse einstimmig gefasst. Das ist natürlich auch eine Leistung der Parteien, die da sitzen.“ Das mit der hohen Prozentzahl der Einstimmigkeit war übrigens schon immer so.

Die Stadt, die Stadtverwaltung speziell, wolle er besser machen, hatte Schranz vor zwei Jahren auch als eine „Vision“ erklärt. War/ist die Stadtverwaltung denn so schlecht, also abgesehen von der üblichen Meckerei über angeblich zu langsame oder total umständliche Bearbeitung und so? Das hat Schranz dabei offenbar nicht im Auge gehabt, sondern: „Nach meinem Eindruck hat das lange Spardiktat, unter dem die Stadt und alle ihre Mitarbeiterinnen und

Dieser Blick heißt: Man muss das auch mal so sehen.



Mitarbeiter gestanden haben, auch das langfristige Denken gebremst.“ Heißt wohl: Bevor ein Gedanke auf Umsetzbarkeit geprüft wurde, wurde die Kosten- seite nicht nur mitgerechnet, sondern ganz nach vorn gestellt – in manchen Berufen heißt das Phänomen „Schere im Kopf“. Da ist was dran, aber die Zeiten haben sich noch nicht grundlegend geändert und gespart werden muss weiterhin. Schranz hat gleichwohl ein „Dezernat für strategische Planung“ eingerichtet, eng an die Stadtkanzlei gebunden, in der früher derlei Aufgaben (neudeutsch „think tank“) angesiedelt waren – wenn nicht in Bereichen wie Stadtplanung oder Stadtentwicklungsplanung. Es sollte doch Personal abgebaut werden? Gleich zu Beginn seiner Amtszeit hat Schranz die über jeden Zweifel erhabene Gemeindeprüfungsanstalt gebeten, mal zu gucken, ob im Rathaus die Zahl der Planstellen zu groß oder zu klein sei.

Und siehe da: Sie passte weitgehend, durfte/musste auch nach oben angepasst werden.

Der Tag geht zu Ende, und Daniel Schranz macht keinen müden Eindruck. Gut, die Figur leidet derzeit wieder etwas: „Im Wahlkampf bin ich schlanker“, lacht er, „aber ich bin tatsächlich einer, der unter Stress zunimmt. Gut, dass ich bald Urlaub habe.“ Dann sehen die drei Kinder (Benedikt ist zwölf, Christine zehn und Clemens fünf Jahre alt), von denen Selbstgemaltes im Büro hängt, ihren Vater häufiger und intensiver. „Ja“, bleibt er nachdenklich, „meine Arbeitswoche hat im Schnitt so rund achtzig Stunden, aber das war vorher nicht viel weniger, weil ich für die Konrad-Adenauer-Stiftung auch noch sehr viel reisen musste.“ Die Kinder also kennen das gar nicht anders und haben Spaß, wenn der Vater sie mal mitnimmt: „Das finden sie schon ganz gut.“ Ob sie auch noch mitkommen, wenn sie erwachsen sind, so um 2030?

DAS BRACHLIEGENDE ERBE DER EISEN- UND STAHLINDUSTRIE

Das Ende von Hochöfen und Zechen hat Oberhausen vor viele Probleme gestellt. Es hat der Stadt aber auch etwas hinterlassen: riesige Flächen mit hohem Potenzial für Neues. Große Projekte wurden bereits realisiert, aber es bleibt auch viel Luft nach oben.

Von Nadine Gewehr

FOTOS: DWT OBERHAUSENER WIRTSCHAFTS- und TOURISMUSFÖRDERUNG GMBH/ALLA ENG, HANS BLOSSEY (6)



Ein Drittel der Fläche auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände an der Osterfelder Straße ist bereits verkauft (links).

Auf dem Waldteichgelände im Norden der Stadt errichtet der Einzelhandelskonzern Edeka ein Zentrallager, zusätzlich soll ein Logistikpark entstehen (oben).

„Quartier 231“ heißt das Großprojekt auf dem ehemaligen Babcock-Gelände an der Duisburger Straße (oben rechts).

1979 wird der letzte Hochofen in Oberhausen ausgeblasen. 1997 schließt das damals deutschlandweit größte Stahlwerk. Und besiegelt damit endgültig die fast 240-jährige Geschichte der Eisen- und Stahlherstellung in Oberhausen. Hinterlassen hat sie neben den vielen Problemen des Strukturwandels auch deutlich sichtbare Spuren in der Stadt: neben Fördertürmen und anderen Relikten der industriellen Vergangenheit auch riesige Flächen, auf denen sich nach und nach neue Industrie angesiedelt hat, die in großen Teilen aber auch immer noch brachliegen – und auf neue Investoren warten.

Viel hat sich besonders im vergangenen Jahr getan: Für die wohl wichtigste Wirtschafts-Nachricht hat der Einzelhandelskonzern Edeka gesorgt, der ein neues Zentrallager in Oberhausen baut und damit 1000, auf lange Sicht sogar 1500 neue Jobs in die Stadt bringt. Bauen wird Edeka auf der ehemaligen Kohlereservefläche der Ruhrkohle AG,

also auf einer der besagten Brachen, die die Kohle- und Stahlindustrie in Oberhausen zurückgelassen hat – und auf der jahrelang nichts passiert ist. Das rund 290.000 Quadratmeter große Areal liegt in Holten, in der Nähe des Chemiewerks Oxea. Mit dem britischen Unternehmen Segro will ein weiterer Investor auf dem Waldteichgelände einen neuen Logistik-Park etablieren und so vor allem den Mittelstand in der Stadt stärken. Hohe Wellen geschlagen hat auch die Nachricht des Sportstudio-Discounters McFit, in Oberhausen die weltgrößte Fitness-Halle bauen zu wollen. Das rund 55.000 Quadratmeter große Projekt „The Mirai“ wird zwar nicht neu auf einer Freifläche gebaut, sondern nutzt bereits bestehende Hallen. Aber auch die haben Industrie-Vergangenheit, wurden einst von Thyssen genutzt und haben eine Größe von jeweils bis zu 17.000 Quadratmetern.

Was ist los in der Stadt? Jahrelang hat sich nichts getan, jahrelang lagen die

Flächen, die teils schon erschlossen waren, brach. Für Frank Lichtenheld, Geschäftsführer der Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung (OWT), hat das mehrere Gründe: Investoren wollen Rendite. Bei Banken gibt es die zurzeit nicht, für Projekte im Ruhrgebiet dagegen schon. Und dabei sind Geldgeber zusehends auf der Suche nach sogenannten B-Standorten. A-Standorte, einst besonders gefragt, wie Düsseldorf oder Münster lohnen sich nicht mehr.

Das kommt Oberhausen zugute, was die Wirtschaftsdelegation der Stadt auch auf der Immobilienmesse Expo Real in München 2017 gemerkt hat. Gespräche um Gespräche hat er geführt, „am Ende war die Stimme weg“, berichtet Frank Lichtenheld. Die positiven Nachrichten der zweiten Jahreshälfte sind auch bei potenziellen neuen Investoren angekommen. Und noch etwas lockt Geldgeber in die Stadt: das neue Jobcenter samt Dachgarten am Altmarkt in der Oberhausener Innenstadt. Der Bau hat begonnen, mit einsteigen kann niemand mehr, „aber es ist die Signalwirkung, die bei anderen so gut ankommt“, erklärt Lichtenheld. Oberhausen signalisiert: Wir wagen Neues, mit uns kann man auch mal etwas Ausprobieren. Petra Weyland-Frisch, Sprecherin der Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung, hat eine Vision: Das Jobcenter als „architektonische Perle“ wird ganze Gruppen von Architektur-Studenten nach Oberhausen locken. Die Fachpresse sei jetzt schon ganz angetan. „Das ist gut für unsere innerstädtische Stadtentwicklung.“

Doch zurück zu den Industrieflächen. Der größte Coup für eine Neunutzung

einer Industriefläche gelang der Stadt 1996, als mit dem Centro Europas größtes Shopping-Center eröffnete. Nach dem Ende der Kohleförderung hatte die damalige Thyssen AG ein rund 143 Hektar großes Areal in der Stadt zurückgelassen. Eine englische Investorengruppe um Edwin Healey entwickelte ein Konzept der Neuen Mitte Oberhausen und pumpte umgerechnet mehr als eine Milliarde Euro in das Projekt. Allen Problemen, die das Centro der Entwicklung der Oberhausener Innenstädte gebracht haben mag, zum Trotz: „Das Centro ist die Marke, an der sich Unternehmen orientieren“, sagt Frank Lichtenheld. In direkter Nähe zum Shopping-Center haben sich nach und nach Krankenkassen, Ärzte, Anwälte und Werbefirmen angesiedelt. Die Lage käme bei Kunden und Mitarbeitern gleichermaßen gut an, meint Lichtenheld. Der eine Stufe weiter gefasste Gürtel um das Centro sei ein idealer Standort für Gewerbeflächen.

Doch genau hier, in diesem Gürtel, einen Steinwurf vom Centro entfernt, liegt eines der größten Sorgenkinder der Stadt. Ein besonderes innovatives Konzept wollte die Stadt hier auf den Weg bringen. Realisiert wurde es leider nie. Ein schillerndes Gesundheits- und Forschungszentrum mit Namen „Ovision“ sollte auf dem 49 Hektar großen Gelände des alten Stahlwerks entstehen. Doch 2006 wurde das Aus endgültig besiegelt, das Land verwehrte der Stadt die nötigen Fördergelder. Millionen von Euro hatte Oberhausen da schon in das Gelände gepumpt, Straßen und Kanäle wurden angelegt, das ehemalige Stahlwerk wurde gesprengt. Um das Geld wieder reinzuholen, sollte das Gelände Stück für Stück

verkauft werden, doch auch das gelang nicht. Der Druck auf die Stadt wuchs immer weiter, bei einem Scheitern hätte Oberhausen Landeszuschüsse in Höhe von rund 10 Millionen Euro zurückzahlen müssen. Da kam der Investor Euro Auctions aus Nordirland gerade recht: Oberhausen verkaufte in Windeseile.

Doch die Rechtsstreitigkeiten um das liebe Geld hielten an. Was die Vermarktung des Geländes weiter verzögerte. Und jetzt? Die Vermarktung läuft – und sorgt von Beginn an für Kritik. Von fehlendem Gesamtkonzept, einem Verramschen eines Gewerbe-Filetstücks war und ist die Rede. Gebaut beziehungsweise in der Planung sind unter anderem Niederlassungen des Garten-Großhändlers Landgard, des Discoun-



Attraktive Büros und Lagerräume sollen junge Start-up-Unternehmen im „Quartier 231“ ebenso anlocken wie große Ankermieter.



ters Lidl, zweier Budget-Hotels, des Möbel-Discounters Poco, XXXL Lutz (ehemals Möbelstadt Rück), des Sport-Discounters Decathlon, des Spezialisten für Arbeitsbekleidung Engelbert Strauss, eines Indoor-Spielplatzes für Kinder sowie der Großrestaurants L'Osteria (Pizza), The Ash (Steak) und Xiao (chinesisch).

„Es ist, wie es ist und man kann es nicht ändern“, sagt Frank Lichtenheld zur derzeitigen Situation auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände, dessen Zufahrtsstraße seit einigen Jahren den an die Stahlindustrie erinnernden Namen Brammenring trägt (eine Bramme bezeichnet einen kompakten Block aus Rohstahl). Lichtenheld ist sich sicher, dass die dortigen Einkaufsmöglichkeiten bei den meisten Oberhausenern gut ankommen. Die Restaurant-Betreiber seien sehr zufrieden mit dem Geschäft,

Im Bau: das neue Jobcenter am Altmarkt mit seinem spektakulären Dachgarten (Architektenzeichnung).



die Tische sind meist mehrfach reserviert. Auch die Vorzeige-Filiale, der sogenannte Flagship-Store, von Engelbert Strauss sei gut besucht. Lichtenheld ist guten Mutes, dass es auch mit der restlichen Fläche schnell vorangehen wird. Bislang seien ein Drittel der Fläche verkauft (Stand: November 2017). Für ein weiteres Drittel seien die Verträge bereits aufgesetzt, Details müssen noch geklärt werden. Für das letzte Drittel des insgesamt rund 450.000 Quadratmeter großen Areals liefen derzeit bereits die ersten Gespräche.

Und wie geht es mit den übrigen Flächen weiter? „Oberhausen. Grund genug zu investieren.“ So ist das Portfolio überschrieben, mit dem die Stadt auf Investoren zugeht, wie zuletzt auf der Expo Real. Eine Publikation, fest gebunden, in auffälligem Grün, mit großen

Farbfotos der freien Flächen auf stabilem Hochglanzpapier. Darin enthalten sind unter anderem ein Areal am Olga-Park, das einzige in Besitz der Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung, eine Potenzialfläche an der Marina, weitere Freiflächen am Centro, ein Areal auf der Emscherinsel und eines an der Mülheimer Straße schräg gegenüber der Arbeitsagentur, ein Gelände der MAN GHH Immobilien GmbH an der Steinbrinkstraße sowie die Fläche der ehemaligen Zeche Sterkade. Auch das neue Quartier 231, das Großprojekt auf dem ehemaligen Babcock-Areal an der Duisburger Straße, ist darin vermerkt. Ein neuer Investor entwickelt hier gerade ein Konzept zur neuen Nutzung. „Re-Development“ sagt der Fachmann, wenn er nicht von Grund auf neu baut, sondern in den Bestand geht – wie im Fall des Quartiers 231. Geplant sind Büros, Lagerräume und

Grünflächen. Junge Start-up-Unternehmen sollen ebenso gelockt werden wie große Ankermieter.

Die Wirtschaftsförderer würden auch in Zukunft nicht müde, für den Standort Oberhausen zu werben, sagt Lichtenheld. Denn bei der Entwicklung der Flächen seien sie immer auf Dritte, nämlich den Eigentümer angewiesen. Die müssen Geld in die Hand nehmen, bevor Ideen umgesetzt werden können. Alte Industrieflächen müssen aufbereitet, mögliche Schadstoffe vorher entsorgt werden. Bodenproben entnehmen, Analysen in Auftrag geben, Planung, Erschließungsarbeiten: „Da sind fünf Jahre nichts“, sagt Lichtenheld. Die Entwicklung der großen Brachflächen, die die Eisen- und Stahlindustrie der Stadt Oberhausen als Erbe hinterlassen hat, sie wird also auch in Zukunft noch spannend bleiben.

Schwester Kerstin-Marie im neuen Verwaltungstrakt des Vincenzhauses.



FOTOS: WALLKORN (5)

GENERATIONEN FÜR DEN DIENST AM MENSCHEN

**Die Schwestern Beata und Kerstin-Marie leisten im
Vincenzhaus seit Jahren und Jahrzehnten selbstlose Arbeit für
Bewohner, Gläubige und für die Arenberger Dominikanerinnen**

Von Klaus Offergeld

Über allem steht und schwebt steht die Hinkehr zum gemeinsamen Glauben, die missionarische Kraft des Heiligen Dominikus, dem sich die Pflegerinnen und Helferinnen des Vincenzhauses seit 1889 verschrieben haben. Dem Jahr, das den Anschluss der Einrichtung am Einfallstor zu Styrum an die Kongregation der Arenberger Dominikanerinnen markierte. Dahinter steht eine 800-jährige Tradition und Geschichte der Brüder und Schwestern des Dominikanerordens. Dahinter steht die 150-jährige Geschichte in Arenberg, dem Mutterhaus des Vincenzhauses. Dahinter steht die 135-jährige Geschichte des Vincenzhauses. Und mittendrin stehen zwei Schwestern, die mit ihrer täglichen Arbeit für Mitmenschen, Mitbewohner, für weitere derweil pflegebedürftige Schwestern, für Frauen und Männer aus dem Stadtteil unverzichtbar sind. Die eine, Schwester M. Beata, gehört seit 1953 der Einrichtung in Oberhausen an und ist aus den täglichen Abläufen

überhaupt nicht wegzudenken. Die andere, Schwester Kerstin-Marie, steht eher für die neue Zeit, für Aufbruch zu neuen Ufern. Dennoch begegnen sie sich tagtäglich im gemeinsamen Dienst für Mitmenschen, für ihre speziellen Aufgaben. Und für eine gute Zukunft des Hauses, das wie ein Manifest für die Ewigkeit an der Ecke Grenz- und Lothringer Straße thront. Seit der Modernisierung der Einrichtung vor fünf Jahren befindet sich der Eingang an der Wörthstraße.

Was erwartet den Besucher, wenn er von der Wörthstraße her das Gelände des altherwürdigen Vincenzhauses betritt? Altherwürdig? Mitnichten! Der Blick fällt auf das vor fünf Jahren neu eröffnete Pflegeheim der Einrichtung, ein echtes Schmuckstück. Hier befindet sich auch der neue Verwaltungstrakt, und nach einem nicht nur flüchtigen Blick auf das gemütliche Café im Garten erwartet den Gast im geräumigen Empfang Schwester Kerstin-Marie. Mit ihr eine Vertreterin der neuen Zeit



Schwester M. Beata
an und und in ihrem
Element: an der Orgel.



Die Kirche des Vincenzhauses. Immer noch ein beeindruckendes Bauwerk.

der Digitalisierung, dem mobilen Kontakt über Smartphone und per Email und dem zwanglosen Austausch über religiöse Arbeit im 21. Jahrhundert.

„Ich betreibe Berufungscoaching“, erklärt sich Sr. Kerstin-Marie. „Das heißt, ich begleite Menschen bei ihrer Frage, was ist meine Berufung, was ist mein Idealplan. Letztlich geht es dabei natürlich um Gottsuche, aber konkret um das Heil der Menschen und um den Versuch, sich auf das einzulassen, was kommt.“ Der Unterschied zum Coaching auf weltlichem Gebiet: „Es geht nicht um Karriere“, betont die 37-jährige, die als Kerstin Berretz dem Orden beitrug.

Die studierte Diplom-Theologin stammt aus Sprockhövel. Nach dem Diplom in Theologie an der Ruhr-Universität Bochum absolvierte sie ihren Pastorkurs im Bistum Trier. Als Pastoralreferentin arbeitete sie im Dekanat Kirchen an der Sieg, von wo aus sie in die Gemeinschaft der Arenberger





Nie ohne Partitur und
Noten an der Orgel:
Schwester M. Beata.

Dominikanerinnen eintrat und zur Ordensausbildung erst in die Schweiz und dann ins Mutterhaus nach Koblenz zog. Im Jahr 2012 begann sie ihre Ausbildung zum Berufungscoach in Österreich. Heute hat sie ihren festen Standort im Vincenzhaus, und von hier aus spannt sie ihren Bogen über ihre Internetadresse www.suchen-finden-gehen.com zum Berufungscoaching für alle möglichen Interessenten.

Dabei gehe es darum, so Sr. Kerstin-Marie, mutig und neugierig zu schauen, was „jetzt für Sie ganz persönlich wichtig ist. Sie können Ihren eigenen Weg voller Lust und Energie unter die Füße nehmen.“ Sie will möglichen Interessenten Mittel und Methoden eröffnen, mit denen sie entdecken können, „was jetzt zu tun ist, damit sie gehen und sinnerfüllt leben können.“ Auf ihrer Internetseite stellt sie sich als katholische Ordensfrau, Theologin, Pfadfinderin, Schwester und Freundin vor und sagt: „Ich liebe das Leben und glaube, dass uns das Leben geschenkt

ist, damit wir glücklich sind.“ Termine zum persönlichen und individuellen Coaching können mit ihr oder über das Vincenzhaus vereinbart werden. Eigene Ziele finden, Wege definieren, Lust auf Veränderung spüren. Religiöser Aufbruch definiert sich im 21. Jahrhundert anders und neu.

Der Orden der Dominikaner feierte im vergangenen Jahr sein 800-jähriges Bestehen. Sr. Kerstin-Marie nahm an den Feierlichkeiten und einem Colloquium in St. Louis/USA teil. „Es war fantastisch. Denn es zeigte uns, dass es immer weiter und vorwärts geht. Solche Erlebnisse geben uns natürlich auch Kraft für den Alltag.“ Motivation für ihr Tun und Schaffen im Vincenzhaus. „Unsere Bewohner brauchen ebenfalls Kraft, und sie brauchen Abwechslung. Deswegen bieten wir ihnen beispielsweise regelmäßig einen Besuch in unserem Kino an.“

Es bedarf keiner sonderlichen Vorstellungskraft, sich vorzustellen, dass

Sr. Kerstin-Marie vermutlich über die örtliche Arbeit im Vincenzhaus hinaus Wirkungskraft entfalten wird.

Richtete sich der Blick eingangs auf den neuen Bereich des Vincenzhauses und auf die junge, technisch-moderne Schwester Kerstin-Marie, so gilt die zweite Aufmerksamkeit einer Schwester, die in diesem Jahr bereits ihr 65-jähriges Professjubiläum feierte und damit zwei Drittel ihres Lebens für die Arbeit und den Dienst im Orden verbrachte. Schwester M. Beata gehört seit dem 15. Oktober 1953 zum Vincenzhaus Oberhausen, sie feierte am 31. Oktober ihren 97. Geburtstag und zählt damit zu den ganz wenigen Menschen, die mehr als sechs Jahrzehnte der Einrichtung miterlebt und mitgestaltet haben. Und warum verschlug es die gebürtige Bottroperin Beata Böhm ins Vincenzhaus. „Man brauchte mich hier“, erklärt sie lapidar und mit verschmitztem Blick.

Sr. M. Beata kam aus der Bottroper Boy, wo sie schon in jungen Jahren



Ein Haus im Dienst an
den Menschen.

Harmonium spielte, auch in verschiedenen Kirchen. Weil ihre damalige Stammkirche in der Nachbarstadt während des Krieges zerstört wurde, führte ihr Weg sie nach Oberhausen. Die junge Ordensfrau erhielt Orgelunterricht in der benachbarten St. Joseph-Kirche im Herzen Styrms und spielte in der Folge nicht nur in der Kirche des Vincenzhauses, sondern in insgesamt elf Gotteshäusern. Schwester Beata, die Frau an der Orgel. „Aber immer nur mit Partitur und ich brauche Noten“, betont sie.

Ihr Weg ergab sich nahezu von selbst. Sr. M. Beata trat natürlich dem Orden der Arenberger Dominikanerinnen bei, sie absolvierte ihre Ordensausbildung, ihre Ewige Profess und feierte in diesem Jahr ihr 65-jähriges Ordensjubiläum. An der Professjubiläumsfeier nahmen auch Weihbischof Ludger Schepers und Weihbischof Franz Vorrath teil. Für die mittlerweile 97-jährige ein denkwürdiger Tag.

Großen Stellenwert hat sich Sr. M. Beata im Laufe ihrer vielen Jahre im Vincenzhaus wie selbstverständlich erarbeitet. „Ich wurde sogar zweimal zur Kapitularin gewählt“, erwähnt sie beiläufig, aber nicht ohne Stolz. Sie gestaltete also selbst Gottesdienste und Andachten, sie leistete geistliche Begleitung und bereitete Stundengebete vor. Das Orgelspiel blieb jedoch ihre Sache. Noch heute spielt Sr. M. Beata in der wunderschönen Kirche im alten Teil des Hauses regelmäßig auf. Natürlich mit Partitur und nach Noten, aber mit feiner Hand.

Ihr Gehör lässt die Teilhabe an „modernen“ Medien nicht mehr ganz zu. „Fernsehen und Radio höre ich nicht mehr gut. Also verzichte ich auf Nachrichten aus dem Fernsehen und dem Radio. Aber ich lese immer Zeitung.“ Viele Wege führen zur täglichen Information. Ihr Weg führt sie allmorgendlich um 6.30 Uhr mit allen Schwestern zum Morgengebet. Um sieben Uhr folgt eine Messe, dann das gemeinsame Frühstück. Auch mittags wird gebetet, und gegen Abend klingt der Tag mit dem Rosenkranz und dem Abendgebet aus. So sind die Tage und Abläufe vorgezeichnet.

Allgegenwärtig lehnt sich das Schaffen dieser beiden Schwestern an die Geschichte des hl. Dominikus an, der vor rund 800 Jahren Zuwendung und Gottvertrauen vorlebte. „Gottsuche, das ist auch unser Auftrag“, sagt Sr. Kerstin-Marie. „Es geht um das Heil der Menschen. Immer und jeden Tag“, unterstreicht Sr. M. Beata. So sind sich die zwei Ordensfrauen einig. Nur 60 Lebensjahre trennen sie.

150 Jahre Arenberger Dominikanerinnen

Das kommende Jahr 2018 wird dem Orden der Arenberger Dominikanerinnen und dem Orden des hl. Dominikus zwei Anlässe bieten, auf die eigene Geschichte zu blicken, Erinnerungen aufleben zu lassen und mutig die Zukunft zu gestalten. Mehr als 800 Jahre wird dann der Dominikanerorden bestehen, den Papst Honorius III. im Dezember 1216 offiziell bestätigte. In kleinen Grüppchen schickte Dominikus seine einfachen Männer in die Welt hinaus, um die Botschaft des Evangeliums zu verbreiten. Im nächsten Jahr feiert auch der Orden der Arenberger Dominikanerinnen ein Jubiläum, nämlich sein 150-jähriges Bestehen. Diese spezielle Geschichte nahm mit Mutter M. Cherubine in Arenberg ihren Anfang. Sie, Cherubine Willmann, gründete nach einem Aufenthalt in der Schweiz gemeinsam mit zwei weiteren Frauen den Orden der Arenberger Dominikanerinnen. Seit 1889 gehören auch die Ordensfrauen des Vincenzhauses zum Mutterhaus Arenberg in Koblenz. In der Styruer Einrichtung leben heute insgesamt 30 Schwestern, einige von ihnen werden mittlerweile auch pflegerisch betreut.

DER FAHRGAST AUF „VERWÖHNKURS“

Die Kunden der STOAG haben im Laufe der letzten Jahre und Jahrzehnte von vielen Neuerungen profitiert. Waren Fahrgäste früher ein so genannter Beförderungsfall, ist heute ein umfassender Kundenservice dem innovativ orientierten Verkehrsunternehmen wichtig.

Von Michael Petrykowski



Seit 1996 eine Erfolgsgeschichte: die Trasse für Busse und Straßenbahnen zwischen Hauptbahnhof und Bahnhof Sterkrade.

Einsteigen, Platz nehmen, Türen schließen, abfahren. Aber wann? Es ist schon eine Weile her, da eilte der potenzielle Nutzer des Öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV) wie selbstverständlich zur nächsten Haltestelle, um die Abfahrtszeiten von Bus oder Bahn am Fahrplanaushang zu erfahren. Das war

umständlich. Eine Alternative: Er rief direkt beim Verkehrsunternehmen an, um sich über die Fahrmöglichkeiten zu informieren, insbesondere dann, wenn es über die Stadtgrenze hinausgehen sollte. Die Beschäftigten in der Auskunft suchten dann in Fahrplan und Stadtplan die passenden Verbindungen heraus – das konnte je nach Fahrziel durchaus etwas dauern. Den Service

in dieser Form gab es natürlich lange Zeit auch bei den Stadtwerken Oberhausen (STOAG), so erinnert sich Christa Drießen, die seit dem Jahr 1977 im Unternehmen arbeitet und heute Abteilungsleiterin für Vertrieb und Marketing ist. „Unsere Kunden hatten früher einfach etwas mehr Zeit und waren geduldiger“, sagt sie, „von Hektik und Eile war normalerweise nichts zu spüren.“ Der Umgangston am Telefon war meistens freundlich und ein Dankeschön gehörte für die meisten Kunden mit dazu. Und, so Christa Drießen: „Die Leute riefen nur zu den üblichen Geschäftszeiten an, Rund-um-die-Uhr-Bereitschaft im Stil der heutigen Call-center gab es ja noch nicht.“ Nun, den telefonischen Service gibt es zwar noch immer, aber er wird eher selten in Anspruch genommen. Modernste Technik bietet heute andere Möglichkeiten. Der Fahrgast im Wandel der Zeit: Norbert Krieger, gelernter Elektriker und bis vor kurzem STOAG-Verkehrsmeister im Außendienst, sieht dies noch aus einer anderen Perspektive und ergänzt: „Vielfach hatten die Menschen damals einfach mehr Respekt vor unserem Personal.“ Damit will er die heutigen Kunden nicht schlechtreden, aber, so seine Beobachtung: „Der Ton ist rauer geworden und nicht selten werden die Fahrerinnen und Fahrer von Fahrgästen provoziert.“ Er, der seit 1983 dabei ist, muss es wissen, schließlich hat er selbst acht Jahre lang am Steuer der STOAG-Busse gesessen und stand somit in direktem Kontakt mit den Fahrgästen.

STOAG hat nichts zu verschenken

Eine Notiz am Rande: Wer auf die telefonische Auskunft verzichten wollte, konnte den STOAG-Fahrplan in Form eines kleinen Heftchens käuflich erwerben. In einem Exemplar aus dem Jahr 1977 für 1,50 DM wurde man denn auch gleich auf das leidige Thema

In Sterkrade: Strom für Elektrobusse aus der Fahrleitung der Straßenbahn.



FOTOS: WAZ-FOTOPOL (2)

Schwarzfahren aufmerksam gemacht. „Unter einem Schwarzfahrer verstehen wir einen Fahrgast, der sich ohne Fahrgeld zu entrichten befördern lässt“, heißt es dort zu Beginn, „Sie können uns sicher verstehen, wenn wir bemüht sind, die Anzahl dieser Fahrgäste möglichst klein zu halten, denn auch wir haben nichts zu verschenken.“ Eine klare Ansage. Nein, zu verschenken hat die STOAG auch heute noch nichts, aber die Verkehrsgesellschaft musste und muss viel investieren, um die Kundschaft bei der Stange zu halten. Sie will die Fahrgäste heute regelrecht „verwöhnen“. Moderne Technik ersetzte nach und nach den relativ einfachen Komfort von einst, der Anspruch der Kundschaft ist mit dem Fortschritt dieser Technik gewachsen. „Und das soll auch so sein“, erklärt Unternehmenssprecherin Sabine Müller, „der Fahrgast ist unser Partner und steht bei uns im Mittelpunkt.“

Dass der Kunde in früheren Zeiten gänzlich anspruchslos war, lässt sich so nicht ohne Weiteres behaupten, aber viele Errungenschaften waren technisch noch nicht möglich und gerade der Serviceaspekt rückte erst nach und

nach in den Fokus. Im Bestreben, den Marktanteil des ÖPNV auszubauen, ist dies ein wesentlicher Unterschied. Regelmäßige Kundenbefragungen legen offen, wo der Schuh noch drückt. „Auch auf diese Weise halten wir mit den Kunden Kontakt und können erkennen, wo und wie wir uns noch besser aufstellen können“, sagt Sabine Müller. Wichtige Themen sind stets das Preis-/Leistungsverhältnis, die Pünktlichkeit, die Sicherheit und die umfassende Information des Fahrgastes. Bei der Preisgestaltung etwa war die Gründung des Verkehrsverbundes Rhein-Ruhr (VRR) im Januar 1980 ein wichtiger Schritt. Dies bewirkte zum Beispiel einheitliche Preise in den Tarifgebieten, außerdem entwickelten die Verkehrsunternehmen gemeinsame Marketingstrategien.

Niederflurtechnik macht vieles leichter

Vielfältig sind die Neuerungen der vergangenen Jahre. Standard bei allen STOAG-Bussen, 118 an der Zahl (davon jeweils zwei Hybrid- und Elektrofahrzeuge), ist seit vielen Jahren die Niederflurtechnik. So kann an den meisten Haltestellen in Oberhausen stufenlos ein- und ausgestiegen werden. Ein großes Plus nicht nur für Fahrgäste mit

Kinderwagen, sondern gerade auch für viele ältere Menschen, die in ihrer Mobilität eingeschränkt und auf einen Rollator angewiesen sind. Außerdem sind alle Fahrzeuge längst mit optischen und akustischen Haltestellenanzeigen ausgestattet, was Menschen mit Hör- oder Sehproblemen entgegenkommt. Auch übermäßig schwitzen muss niemand mehr, denn alle Busse verfügen über moderne Klimaanlage. Damit gehören beschlagene Fensterscheiben der Vergangenheit an.

Der Fahrgast soll sich an Bord sicher fühlen. Das kann er auch, denn sämtliche Fahrzeuge sind videoüberwacht. „Das hat nicht zuletzt dazu geführt, dass der Vandalismus deutlich zurückgegangen ist“, sagt Sabine Müller. Lange Zeit war dies ein großes Ärgernis, natürlich stets mit viel Aufwand und unnötigen Kosten verbunden. Den Fahrern steht außerdem eine Notruftaste zur Verfügung, mit der unter anderem sofort eine Verbindung zu Polizei oder Feuerwehr hergestellt werden kann, wenn Hilfe benötigt wird.

Auskünfte in Echtzeit

Ein weiterer Service für Fahrgäste: Wer von der Haltestelle aus noch einen längeren Fußweg hat, dem kann das Fahrpersonal über Funk ein Taxi zur Haltestelle rufen. Eine angenehme Sache, wenn man zum Beispiel abends nicht allein durch die Dunkelheit laufen möchte. Lassen es die verkehrlichen Voraussetzungen zu, halten die Busse nach 20 Uhr auf Nachfrage auch zwischen zwei Haltestellen – Ausstieg an der Wunschhaltestelle sozusagen. Das A und O für jeden ÖPNV-Anbieter sind natürlich Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Im Zeitalter der Digitalisierung

werden Echtzeitauskünfte an vielen Haltestellen und in allen elektronischen Auskunftssystemen erteilt, so dass der Fahrgast sehen kann, wie viele Minuten er noch auf den Bus oder die Straßenbahn warten muss. An der zeitnahen Kundeninformation bei Störungen wird noch fleißig gefeilt, denn da gebe es für die Verkehrsunternehmen noch Luft nach oben, wie es Sabine Müller formuliert. Sollte ein Fahrzeug übrigens mehr als zehn Minuten später als im Fahrplan angegeben an der Haltestelle eintreffen, so kann sich der Kunde den Preis für ein VRR-Ticket der Stufe A 2 erstatten lassen. Auskünfte zu allen Service-Leistungen in Zusammenhang mit Bussen und Bahnen liefert die STOAG-App jederzeit und überall, auch Tickets können erworben und selbst Abos abgeschlossen werden. „Eine Selbstverständlichkeit für jeden Kunden in der heutigen Zeit“, so Christa Drießen.

Für Menschen mit Behinderung

Viel wurde also bereits für das Wohlbefinden des Kunden getan, vieles ist noch in der Planung. So hat das Oberhausener Unternehmen seit einiger Zeit Kontakt zu Studenten der Fachhochschule der öffentlichen Verwaltung NRW in Duisburg. Sie haben sich mit Fahrgästen beschäftigt, die eine geistige Behinderung aufweisen und daher ganz spezielle Nöte beim Bus- oder Bahnfahren haben. Eine entsprechende Studie, in der Probleme aufgelistet und mögliche Lösungen erarbeitet wurden, steht nun auch der STOAG zur Verfügung. Jetzt wird gemeinsam mit der Stadt Oberhausen und sozialen Einrichtungen vor Ort überlegt, ob und wie man die Vorschläge praktisch umsetzen kann, um diesen Menschen

die Nutzung von Bus oder Bahn zu erleichtern.

Ausländische Experten zeigen Interesse

Was bringt die Zukunft noch? Beim in jüngster Zeit vieldiskutierten Thema WLAN in Bussen und Bahnen gibt sich die STOAG nach einer mehrmonatigen Testphase noch ein wenig reserviert. „Wir warten auf attraktive Angebote der Anbieter“, sagt Sabine Müller, „da wir den Service pro Fahrzeug und pro Monat bezahlen müssten, kommt die ganze Sache aktuell noch zu teuer.“ Auch für vollautomatisiert fahrende Busse und Bahnen hat die STOAG ein offenes Ohr, selbst wenn die Einführung dieser komplizierten Technik zumindest heute noch Zukunftsmusik sein dürfte. Keine Zukunftsmusik ist hingegen der Einsatz von Elektrofahrzeugen. Zwei rein elektrisch betriebene Busse sind bereits im Liniennetz unterwegs, im Sommer haben STOAG und Energieversorgung Oberhausen (evo) drei Schnellladesäulen für Elektroautos in Sterkrade eingeweiht. Die Busse werden bereits seit dem Jahr 2015 mit dem Strom aus der Fahrleitung der Straßenbahn versorgt, jetzt können auch Elektroautos davon profitieren.

Nicht zuletzt damit zeigt die STOAG, dass sie in Sachen Innovation und Fortschritt die Nase vorn hat. Das große Interesse von ausländischen Experten an dieser neuen Ladetechnik ist nach den Worten von Sabine Müller nur einer von vielen Beweisen dafür.



MIT DEM HERD RICHTUNG HOCHOFEN

**Jörg Hackbarth startete
vor 25 Jahren in einem
öden Industriegebiet**

Von Lars von der Gönna

„Wenn ich auf dem
Teller sehe, dass wir
das Beste aus einem
Produkt herausgeholt
haben, dann denke ich:
hey, super.“

Der Mann schrieb ein Stück kulinarischer Erfolgsgeschichte in Oberhausen. Mit dem Restaurant, das seinen Namen trägt, sind Jörg Hackbarth und seine Frau Uschi Geisinger zu einer Institution geworden. Er kann selbst kaum glauben, dass der Start in einem damals öden Industriegebiet inzwischen ein Vierteljahrhundert zurückliegt. Ich traf Jörg Hackbarth zum Gespräch über Grünes auf dem Teller, Küchenmoden und was es bedeutet, in dieser Stadt am Herd zu stehen.

Erinnern Sie sich noch, was das Erste war, was Sie von Oberhausen gesehen haben?

Und ob! Das war diese Straße – und auf der war nichts außer der Halle vom Mülheimer Handel und das Werksgasthaus der Gutehoffnungshütte. Ein riesiger sandiger Parkplatz, eine Brache. Übrigens haben wir bis heute keinen Keller, weil sich unter uns das Fundament eines Hochofens befindet. Es wäre zu teuer gewesen, den abzutragen.

Was haben Sie da gedacht?

Ehrlich, ich hab' gedacht: Sch.... Aber ich hab' es gemacht und es hat super funktioniert, wir haben von Anfang an schwarze Zahlen geschrieben.

Gab es die Sorge, im Ruhrgebiet könne man mit guter Küche ohnehin nichts reißen?

Zu mir haben damals viele gesagt: „Du bist irre! Die essen doch da nur Pommes!“ Das war Quatsch. Es gibt in Oberhausen und im Revier viele Leute, die Geschmack haben und Spaß an gutem Essen. Wir wollten aber auch nie abschrecken.

Bei uns gab es damals eben auch 'ne gebratene Blutwurst für 6,50.

Sie machen ohnehin nicht jeden Trend mit: Molekularküche mit Rotkohl in Form von Styroporkugeln...

Diese Küche ist eigentlich tot, und sie hat es in meinen Augen nicht anders verdient. Ich habe mal 16 Gänge dieser Küche gegessen: Ich hatte nie das Gefühl, ich beiße zu und weiß, was ich da esse. Das braucht kein Mensch. Für mich war das 'ne Strafe. Ich finde es super, wenn man erkennt, was man auf dem Teller hat.

Charakterisiert das Ihre Küche?

Das hoffe ich. Genauso wie ich keine zig Tischdecken brauche oder eine steife, einschüchternde Atmosphäre, in der sich niemand mehr traut zu lachen. Ich glaube auch, die Menschen wollen sowas nicht mehr.

Sie haben selbst von der Pike auf gelernt. In Frankreich etwa...

Ja, heute kommt mir das kaum vorstellbar vor. In der Sterne-Gastronomie war es wie im Boot-Camp. Es wurde geschrien in der Küche. Bis zu 18 Stunden haben wir malocht. Es hat immens viel Geld gekostet. In Paris zu wohnen war teuer, man verdiente wenig. Aber ich hab' viel gelernt, und ich bin stolz, dass ich das durchgehalten habe.

Was haben Sie von dort als Wichtigstes mitgenommen?

Ich hab' gedacht: Was die hier für irre viel Geld anbieten, das muss man doch runterbrechen können: Gut, aber nicht so kompliziert. Was Feines, aber für jeden Tag. Heute machen das viele. Damals trennten solche Küchen Welten von der normalen Gastronomie. Das

war im Grunde der Gedanke, den ich hier in Oberhausen in die Tat umgesetzt habe.

Wenn Sie einem Fremden Ihre Küche beschreiben sollten, was würden sie sagen:

Kreatives Crossover!

Ich würde ergänzen: mit Spaß an extrem guten Produkten.

Da ist was dran. Wir hatten mal einen Praktikanten, ein Graf!, der hat gesagt, er habe noch nie erlebt, dass jemand so produktverliebt sei wie wir und der so ehrfurchtsvoll mit Lebensmitteln umgehe. Das nervt mich an jungen Leuten: Die Hälfte geht in den Müll nach dem Motto „kostet ja nix“.

Hat das auch mit dem schwindenden Wissen um Lebensmittel zu tun?

Wenn Sie heute einer Hausfrau ein Kaninchen schenken, die weiß erstmal nicht, was sie damit machen soll. Und wenn ich Schulpraktikanten wegen Broccoli ins Kühlhaus schicke, dann sind die manchmal 'ne halbe Stunde weg, weil die nicht wissen, wie Broccoli aussieht. Das macht mir ein Stück weit Angst.

Ist es grundsätzlich schwieriger geworden mit Mitarbeitern?

Ganz sicher, der Beruf fordert viel und erst einmal wird nicht viel bezahlt. Oberhausen hat einen Vorteil: bezahlbaren Wohnraum. Ich könnte sofort junge Begabungen nach Hamburg vermitteln, das Problem ist: Die kriegen keine Wohnung.

Was empfinden Sie, wenn Sie kochen? Das Highlight für mich ist das Anrichten. Wenn ich auf dem Teller sehe,



FOTOS: WALLGREN (3)

BIOGRAFIE

Jörg Hackbarth wurde 1963 in Hamburg geboren. Nach Stationen u. a. im Hotel Vier Jahreszeiten, dem Atlantic Hotel Kempinski und dem Lenotre in Paris entschied er sich für ein eigenes Restaurant in Oberhausen. Mit seiner Frau und seiner Tochter lebt er im nahen Grafenbusch.

2015 hat er das Hackbarth's mit einer Investition von rund 135.000 Euro behutsam und stilvoll renoviert. Wenn Jörg Hackbarth ausnahmsweise mal nicht im Restaurant zu finden ist, geht er vielleicht gerade seinem liebsten Ausgleich nach. Hackbarths favorisierter Zeitvertreib: Berge, Wandern, Klettern.





BLITZDIALOG

Zum Schluss ein Blitz-Dialog. Vollenden Sie bitte ganz knapp diese zehn Sätze!

Der Erfinder von McDonald's...
...grandios.

Im nächsten Leben werde ich...
...Banker.

In 25 Jahren wird Oberhausen...
...zur Stadt Ruhrgebiet gehören, hoffe ich!

In einer Kontaktanzeige sind meine besten Eigenschaften...
...ich bin sehr sportlich, ich esse sehr gern, ich trinke sehr gern.

Guter Geschmack...
...hat nichts mit Geld zu tun.

Ist Hunger der beste Koch?
Nee, nicht immer.

Wem mein Essen nicht schmeckt...
...der darf sagen, warum. Und sonst muss er sich jemand anderes suchen.

Frauen am Herd...
...kochen genauso gut wie Männer, wenn nicht besser.

Wütend macht mich als Restaurantbesucher...
...wenn man nicht als Gast wahrgenommen wird.

Das Salz in der Suppe des Lebens ist...
...meine Frau, meine Tochter, meine Familie.

dass wir das Beste aus einem Produkt herausgeholt haben, denn denke ich: „Hey, super“ – das ist auch nach so vielen Jahren im Beruf ein Glücksgefühl. Aber inzwischen sind wir mit 15 Mitarbeitern bei einer Größe, bei der ich nur noch selten am Herd stehe.

Vor fünf Jahren wollten Sie kürzertreten, um ein bisschen mehr Zeit für die Familie zu haben. Hat das geklappt?
Nee, nicht so ganz (lacht). Auch nach 25 Jahren hab' ich Angst, nein zu sagen. Nicht weil ich geldgierig wäre oder ein dickes Auto brauche. Sondern einfach, weil ich immer noch die Sorge habe: Geht es auch wirklich so weiter?

Dabei sollten doch 25 Jahre ein gewisses Ruhekissen sein...
Klar, wenn ich auf „Hackbarth's“ in Oberhausen zurückblicke, gibt es eigentlich keinen Grund dazu – wenn man das Niveau hält. Tatsache ist aber auch, dass an dem Kuchen, den wir als Beruf haben, immer mehr Leute knabbern. Da muss man wach bleiben. Zum Kürzertreten: Wir sind dabei. Wir geben Anteile an Mitarbeiter ab, die wir für fähig halten und die Lust haben, Verantwortung zu übernehmen. Die kaufen diese Anteile – und arbeiten also dann ein Stück für sich selber.

Jörg Hackbarth wird Genossenschaft?
Na, wenn, dann mit 51 Prozent Anteilen für mich. Solange ich hier bin, möchte ich einfach nicht zu viel diskutieren. Gerade in der Gastronomie muss man an gewissen Punkten sagen: „Komm“, das entscheide ich alleine.“

Wird Küche immer ein autoritärer Betrieb sein?

Ich bin kein Diktator, ich denk', man kann mit mir reden. Aber bei bestimmten Dingen mache ich keine Kompromisse. Etwas aufwändigere Varianten ein Gericht zu servieren zum Beispiel. Da geht's darum, sich von der Masse zu unterscheiden. Dazu gehört auch mein Spleen, dass ich überall gern was Grünes drauf hab.

Gibt's für den Grün-Tick von Jörg Hackbarth eine vernünftige Erklärung?
Ich komm' aus Hamburg – an der Grenze zu Europas größtem Baumschulgebiet. Und da hieß es: „Jeder Ochse freut sich, wenn er was Grünes sieht.“ Ich find' das einfach schön. Ein Schokomousse mit zwei Erdbeeren drauf ist klasse – aber wenn man dann noch eine Orangensauce und ein Minzblatt dazugibt (Hackbarth atmet genüsslich ein), das ist, wie wenn zum kleinen Schwarzen noch eine Perlenkette kommt!

Blicken wir nach vorn. Wie sieht Kochen und Essen in 25 Jahren in Deutschland aus?
Ich befürchte, dass das Kochen in der Gesellschaft immer weniger werden wird. Es wird das Kulturgut einer kleinen Gruppe sein. Es wird nicht aussterben, aber bei den meisten wird es unter Zeitdruck sehr einfach sein, mit sehr viel Vorgefertigtem.

DAS ALTE „STADTWERK“ IST LÄNGST AUF DEM WEG IN DIE ZUKUNFT

Als Helmut Schmidt noch Bundeskanzler war (oder war's kurz danach?) wünschte er sich mal, eine Stromabrechnung lesen und verstehen zu können. Der Beifall des Publikums war ihm sicher, und in so ziemlich allen deutschen Medien wurden Versuche darüber angestellt, wie man denn die Lesbarkeit solcher Abrechnungen erhöhen könnte. Hier wird kein weiterer Versuch unternommen, denn das Thema ist zugegebenermaßen überaus komplex und entsprechend kompliziert. Aber bei der Energieversorgung Oberhausens, die sich selbst „evo“ schreibt, geht es längst nicht mehr um die Stromabrechnungen (auch wenn die Kasse stimmen muss), denn die seit 1971 selbstständige „Stadtwerke“-Tochter hat den alten Zuschnitt längst abgelegt und steht heute mitten im Strom der Moderne – ohne dabei die alte Kundschaft zu vergessen.

„Wir stehen vor großen Herausforderungen“, pflegt Hartmut Gieske zu sagen, „und wir nehmen sie natürlich an.“ Der kaufmännische Vorstand beachtet wie sein Vorstandskollege Bernd Homberg einen Umstand ganz besonders, den Homberg so beschreibt: „Wir wissen, in welcher Stadt wir sind, in welcher Stadt die meisten unserer Kunden leben.

**Oberhausens Energieversorger
evo versteht sich als
Energiedienstleister – und ist
dabei noch manches mehr.**

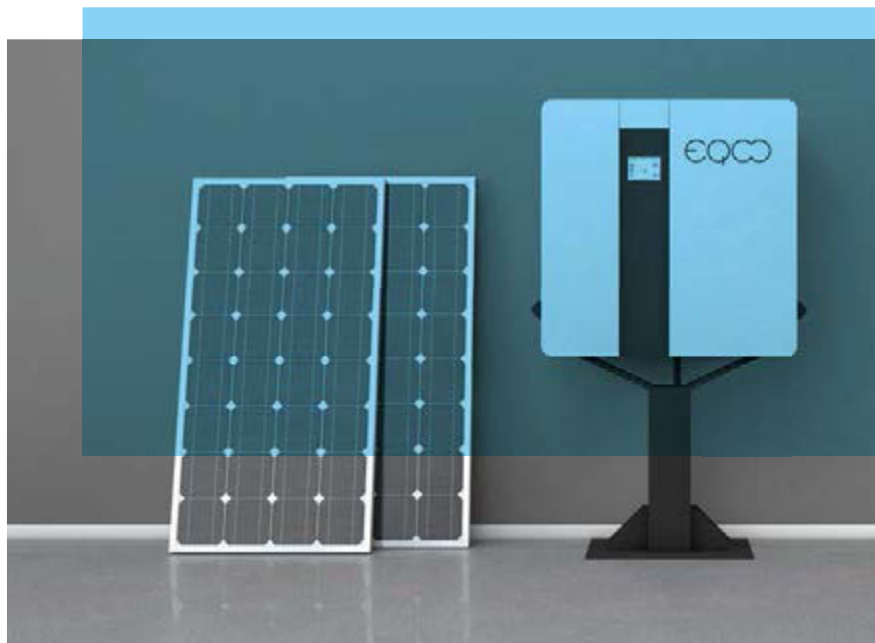
Von Gustav Wentz



In der Barmingholtener Energieanlage (v. l.): Bernhard Homberg (Technischer Vorstand der evo) und die Mitarbeiter Andreas Overberg und Karl-Heinz Spenner.

Schon darum sind Fortschritte der Technologie wie die mit dem Fraunhofer Institut Umsicht entwickelte Redox-Flow-Batterie und Beibehaltung guter Bräuche zwei Seiten einer Medaille. Oberhausen braucht nicht zu befürchten, wir würden unsere Stadt vergessen.“ Dafür sind übrigens auch die „Stadtväter“ im Rathaus ganz dankbar, denn die evo war mit zuletzt 3,9 Millionen Euro ein sehr anständiger Gewerbesteuerzahler.

Das ist ein klares und befreiendes Bekenntnis und wird auch durch die zahlreichen „außertechnischen“ Aktivitäten des Unternehmens bestätigt: Seit Jahren schon ist es im heimischen Leben als Unterstützer nicht mehr wegzudenken. Der Sport, aber auch Kinder und Jugendliche, Schulen und Kulturinstitute wie -Initiativen profitieren davon, dass die evo mit Gewinn operiert. Es ist schon mehr als nur „a bisserl was“, was ins breitgefächerte Sponsoring fließt. Wobei: Das Engagement der evo geht im Sponsoring über das rein Materielle – so wichtig es auch ist – weit hinaus: Hartmut Gieske ist auch Aufsichtsratsvorsitzender von Rot-Weiß Oberhausen, dem fußballerischen Aushängeschild der Stadt seit Jahrzehnten, und Bernd Homberg gehört zum geschäftsführenden Vorstand im Förderverein Oberhausener Spitzensport, der sich seit



Das EQ00 Hausspeichersystem besteht aus Photovoltaikanlagen und dem Batteriespeicher. Fotos: evo

Jahren mit großem Erfolg um die Förderung junger Spitzensportler in olympischen Disziplinen kümmert. Für das evo-Geschäft – und damit die Zukunft Oberhausens – womöglich wichtiger: Bernd Homberg ist schon länger stark im Landesverband des Verbandes kommunaler Unternehmen (VKU) engagiert, einem Verband, der im politischen Hintergrund Interessen formuliert und bündelt. Und seit 2017 gehört er dem Kuratorium des Fraunhofer Instituts Umsicht an, mit dem die evo in diversen Fragen eng kooperiert.

Aber kommen wir zurück zu dem, was Gieseke als „Herausforderung“ bezeichnet: Gemeint ist vor allem die so genannte „Energiewende“, die vorsieht, dass schrittweise Atomenergie und fossile Kraftstoffe durch erneuerbare Energiefören ersetzt werden. Das allein würde genug Arbeit verursachen, aber die „digitale Revolution“ hat sich dazu gesellt. Und eine immer größere Rolle spielen Innovationen bei Erzeugung und

Speicherung von Energie. Als Thema steht in der Gesellschaft das Umweltbewusstsein seit Jahren ganz oben auf der Liste. Wie hat die evo reagiert, wie reagiert sie künftig darauf? „Zunächst mal eine Zahl“, sagt Gieseke: „Wir haben im letzten Jahr rund 15 Millionen Euro in die Zukunftsfähigkeit unseres Unternehmens gesteckt. Das ist ein Betrag, der speist und füttert Innovationskraft.“ Homberg ergänzt: „In den nächsten Jahren werden wir Millionen in unsere Kraftwerke investieren und den Standort Oberhausen weiter entwickeln.“

Die Bemühungen dienen vor allem der Gestaltung der Energiewende vor Ort. Das hört sich abstrakt an, ist aber leicht zu erklären: Immer mehr dezentrale Erzeuger wie Wind- und Sonnenenergieanlagen speisen Energie zusätzlich in die Netze ein, und mit der Entwicklung zur dezentralen Erzeugung ändert sich das Verhalten der Endkundschaft, die immer häufiger am Energiemarkt als Verbraucher und Erzeuger gleicher-

maßen auftritt. Heißt: Die evo versorgt nicht mehr nur, sondern tritt mit intelligenten Produkten, die einen Mehrwert rund um Energie bieten und zudem nachhaltig sind, als Energiedienstleister auf. „Wir gehen gezielt auf die neuen Kundenwünsche ein“, formuliert Gieseke. Eine besondere Rolle spielen dabei Solar- und Hausspeichersysteme zur Produktion und Speicherung von Solarstrom. Ein paar Beispiele verdeutlichen die Veränderungen, die Neuerungen sind.

Das „EQ00 Hausspeichersystem“ der evo kombiniert eine Photovoltaikanlage mit einem Batteriespeicher, der modernste Lithium-Ionen-Batterietechnik nutzt. Die Batterie kann modular erweitert und beispielsweise auch für das Laden von Elektrofahrzeugen eingesetzt werden. Kunden können mit dem Speichersystem einen Großteil ihres Strombedarfs aus selbst erzeugtem Solarstrom decken – etwaige Stromüberschüsse werden ins Netz eingespeist und vergütet.



So sieht eine Pkw-Schnellladestation aus – hier an der P+R-Anlage am Bahnhof Sterkrade.

Mit Unterstützung von Fraunhofer Umsicht ist in Barmingholten mittlerweile die „Flex-KWK“, eine stromproduzierende Heizung, in Betrieb gegangen. Durch die Kombination aus Blockheizkraftwerk, Thermospeicher und einer wissenschaftlich basierten Systemsteuerung ist in der Siedlung mit rund 150 Wohneinheiten eine flexible Nahwärmeinsel entstanden. „Das ist ein Meilenstein“, klingt Homberg fast euphorisch, denn: „Die bedarfsgerechte Einspeisung von Strom und Abnahme von Wärme ist ein wichtiger Schritt zur erfolgreichen Gestaltung der Energiewende. Mit der Vernetzung von Systemen und dem Aufbau von Nahwärmeinseln leisten wir auch einen wesentlichen Beitrag zum Klimaschutz in Oberhausen.“

Um Ideen ist man bei evo nicht verlegen, wie der Umbau eines ursprünglichen Heizöltanks zu einem innovativen Wärmespeicher zeigt. Der Behälter fasste 5000 Kubikmeter Heizwasser und ist nun in das evo-Fernwärmenetz eingebunden, macht Lastspitzen bei der Wärmeauskopplung von Oxea in Holten und Müllverbrennung in Lirich nutzbar – und spart fossile Brennstoffe und vermeidet damit Kohlendioxid-Emissionen.

Das und manches mehr wäre ohne qualifizierte Mitarbeiter gar nicht möglich. Deswegen legt die evo großen Wert auf Aus-, Fort- und Weiterbildung sowie das ständige betriebsinterne Engagement der Belegschaft. Auch das ist Unternehmenssicherung. Und nicht vergessen: Wenn die evo an sich denkt, denkt sie eigentlich an Oberhausen!

DAS VERSTECKTE KLEINOD

Der Golfclub Oberhausen auf dem ehemaligen Gelände der Zeche Jacobi zieht auch Spaziergänger und Radfahrer an

Von Reinhard Schüssler



◀ Auf den Schwung kommt es an: Clubmeisterin Gisela Durdak beim Abschlag (links).

► Ruhrgebiets-Charme: Der Biergarten des provisorischen Klubheims.



Die Lage war ja auch zu verlockend. Eine frisch gemähte Wiese, ein Schatten spendender Baum und nebenan auch noch ein Sandkasten. Die sechsköpfige Familie hatte gerade ihre Picknickdecke ausgebreitet, als sie von drei sportlich ambitionierten Männern aufgeschreckt wurde, die ihren Augen nicht trauten. Kein Wunder. Dass das gepflegte Grün, auf dem sie gerade ihre Golfschläger schwingen wollten, derart zweckentfremdet werden sollte, hatte noch keiner von ihnen erlebt.

Im Golfclub Oberhausen erinnern sich Mitglieder der ersten Stunde immer wieder gerne an diese Episode aus den Anfangstagen des öffentlichen Golfplatzes, der Ende des vergangenen Jahrhunderts auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Jacobi angelegt wurde. Seit 2000 ist die Anlage in Betrieb. Um hier eine Platzrunde zu drehen, ist – im Gegensatz zu den meisten der über 700 deutschen Golfclubs – keine Mitgliedschaft in einem Verein erforderlich. Nach anfänglicher Euphorie über die ungewöhnliche Landmarke des Emscher

Landschaftsparks ist es zuletzt ein wenig still geworden um die sehenswerte (Grün-)Anlage in Osterfeld an der Grenze zu Bottrop-Fuhlenbrock, die nach mehreren Betreiberwechseln heute von der Golfclub Oberhausen GmbH & Co KG betrieben wird. Viele Einheimische wissen gar nicht, wie immer wieder aus Gesprächen mit Bürgern herauszuhören ist, welches Kleinod sich da im Nordosten ihrer Stadt verbirgt – keine zehn Autominuten vom Centro entfernt. Umso überraschter zeigen sich Spaziergänger oder auch Radfahrer, die durch Zufall auf dieses üppige Grün stoßen und an schönen Sommertagen im Biergarten des kleinen Klubheims Rast machen. Für Stammgäste ist Mirians selbstgebackener Kuchen ein zusätzlicher Anreiz.

Wenn von Golf die Rede ist, denken viele Menschen immer noch an einen elitären Zirkel, obwohl es in Deutschland mittlerweile über 640.000 in Vereinen organisierte Spieler gibt. „Golf und Ruhrpott“ ist erst Recht eine schwer vorstellbare Verbindung. Genau darin jedoch lag der Reiz für die Initiatoren des Emscher Landschaftsparks.

Ihre Vision: Auf dem Grundstück des Regionalverbandes Ruhr (RVR), wo bis 1974 in Spitzenzeiten 5300 Bergleute der Schachanlage Jacobi unter Tage fuhren, sollten die Nachfolger der Kumpel-Generation auf einer rund 40 ha großen Grünfläche (das entspricht den Ausmaßen von über 50 Fußballfeldern) die Möglichkeit erhalten, Golf zu erschwinglichen Preisen zu lernen.

In Oberhausen wird denn auch alles dafür getan, Berührungsängste abzubauen. Wer die Anlage betritt, merkt schnell: Die Klischees eines typischen Golfclubs werden hier nicht bedient.

Dass manche Mitglieder vermeintlich nobler Clubs der Umgebung auf Oberhausen despektierlich als „Hartz-IV-Golfclub“ herabschauen, wird hier eher als Kompliment für Bodenständigkeit und Volksnähe empfunden. Heribert Schlüter, von allen nur „Herry“ genannt, kann darüber jedenfalls nur müde lächeln. Als Marshall sorgt er für die Einhaltung der Platzregeln und organisiert Turniere, packt bei Bedarf aber auch in der Gastronomie mit an. Für viele die Seele des Vereins, ist es freilich sein

► Gegenwart und Vergangenheit: Golfer vor einer Gichtgasleitung der ehemaligen Zeche Jacobi.



▼ Die Haltung ist wichtig: Golflehrer Michael Cocks mit einer Schülerin.

Golfclub Oberhausen

Der Golfclub Oberhausen liegt im Nordosten der Stadt an der Grenze zu Bottrop-Fuhlenbrock (Jacobistraße 35). Auszug aus der Preisliste:
Schnupperkurs: 19 €. Platzreifekurs (je nach Teilnehmerzahl): um die 350 €. Tageskarte Kurzplatz: 20 €. Greenfee regulärer 9-Loch-Platz: 25 €. Clubmitgliedschaften werden ab 36 € monatlich angeboten. Die teuerste Mitgliedschaft (104 € monatlich) beinhaltet auch das Spielen auf dem Platz des Partnerclubs Schloss Horst.





Natur pur: Blick vom Golfplatz auf die Halde Haniel.

Hauptanliegen, die rund 700 Clubmitglieder und die Gäste bei Laune zu halten.

Das kleine, bescheidene Clubheim ist zwar auch nach 17 Jahren immer noch ein Provisorium mit begrenzten Umkleidemöglichkeiten, verbreitet aber mit seinem rustikalen Biergarten durchaus Ruhrgebiets-Charme. Daran soll sich grundsätzlich auch nichts ändern, wenn das schon lange geplante neue Clubhaus mit mehr Komfort für Mitglieder wie Gäste endlich realisiert wird. Mit einem größeren Gastronomie-Betrieb, der auch Raum für externe Feiern bieten soll, wollen die Betreiber verstärkt Spaziergänger, Jogger und Radfahrer anlocken, die idealerweise bei dieser Gelegenheit auch für den Golfsport gewonnen werden. In unmittelbarer Nähe der Golf-Bahnen liegt die von vielen Radlern genutzte Trasse der alten Zechenbahn, die bis zur Halde Haniel führt.

Im Gespräch ist auch, das Areal als Anlaufstelle für Freizeit-Veranstaltungen wie Volksläufe zu nutzen. Rainer Suhr, der den Bereich Tourismus und Stadtmarketing in der Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung GmbH (OWT) leitet, zeigt sich von den Ideen des Golfclub-Managements jedenfalls angetan und will künftig auch im Rahmen der Stadt-Werbung auf die Möglichkeiten in dieser grünen Oase aufmerksam machen. Viel verspricht er sich von der Anbindung der Anlage an den neuen Emschertal-Radweg.

Hauptzielgruppe bleiben natürlich sportlich ambitionierte Menschen, ob jung oder alt, die das Golfspielen lernen wollen, sich bisher jedoch noch nicht getraut haben. Clubmanager Till Both, der seit 2008 für den Club arbeitet, betont, dass in Oberhausen auch ohne die sogenannte Platzreife die ersten Schläge absolviert werden können. Kostengünstige Schnupperkurse sollen

Appetit auf mehr machen. „Unser Club ist perfekt für Einsteiger“, wirbt der 31-Jährige um neue Mitglieder. Und vergisst dabei nicht den Hinweis: „Bei uns kann auch in Jeans gespielt werden“. Wozu man wissen muss, dass dies die Kleiderordnung traditioneller Clubs, die auf die berühmt-berüchtigte Golf-Etikette größten Wert legen, ausdrücklich verbietet.

Wer auf den großzügigen Übungsstätten in Oberhausen, die neben Putting-, Chipping- und Pitching-Arealen auch 16 überdachte und beleuchtete Abschlagboxen umfasst, einmal Feuer gefangen hat, kann unter Anleitung eines erfahrenen Golflehrers in diversen Kursen die Platzreife erwerben. Für die ersten Bewährungsproben ist danach der 9-Loch-Kurzplatz ideal, auf dem Anfänger zum Teil nur 60 bis 120 Meter vom Abschlag bis zum Loch zurücklegen müssen. Ambitionierten Golfspielern bietet der reguläre 9-Loch-Platz auf

Hält den Club auf Kurs:
Manager Till Both.



knapp 2,5 Kilometern Gesamtlänge Herausforderung genug. In der Nähe des ersten Abschlages erinnern die Überreste einer alten Gichtgasleitung, die einst dem Transport von Gichtgas zum Gasometer diente, an die Zechenhistorie des Platzes. Schon bald sollen mehr Bergbau-Relikte an die Vergangenheit der Anlage erinnern.

Für den auf einer Farm in Worcestershire (West Midlands) aufgewachsenen Engländer Michael Cocks (42) ist Oberhausen inzwischen zur zweiten Heimat

geworden. Seit 1996 sogenannter Teaching Pro, verschlug es ihn 2004 durch Empfehlung eines Freundes, den er ausgebildet hatte, ins Ruhrgebiet. Dort hat er längst auch sein privates Glück gefunden. Aus seiner 2007 geschlossenen Ehe mit Katrin, einer Bottroperin, deren Vater auch leidenschaftlicher Golfspieler ist, sind zwei Söhne hervorgegangen.

Inzwischen hat Cocks, der zweimal die Jahres-Rangliste der rund 120 professionellen Golflehrer in NRW anführte,

mehr als tausend Menschen in Oberhausen zur Platzreife geführt. Aber auch fortgeschrittene Golfer nehmen regelmäßig Unterricht bei ihm. Allen, die skeptisch sind und sich noch nicht aufs Grün wagen, verspricht er: „Selbst diejenigen, die sich für unsportlich halten, können die Platzreife schaffen und Spaß auf der Anlage haben.“

Sein ältester Schüler war übrigens 79 Jahre alt.

AM RANDE DES EWIGEN EISES

Carla Henning war drei Wochen in der Antarktis unterwegs. Die Doktorandin aus Oberhausen untersuchte dort die Struktur des Eises. Es war eine überaus faszinierende Reise in eine bizarre Welt.

Von Michael Petrykowski

Acht Wochen vor dem Aufbruch ins ewige Eis musste sich Carla Henning diese Frage stellen und auch beantworten: Will ich das wirklich? 18 Tage auf einem relativ kleinen Eisbrecher durch antarktische Gebiete kutschieren und dabei große Strapazen auf sich nehmen. Diese Frage hat sie letztendlich mit „Ja“ beantwortet – und sie sollte es nicht bereuen. Ihr Fazit nach der Rückkehr: „Diese Reise an den Südpol hat sich auf jeden Fall gelohnt, es war einfach atemberaubend.“

Computerprogramm in Kapstadt präsentiert

Carla Henning, die im Jahr 1989 in Duisburg das Licht der Welt erblickte, aber stets in Oberhausen gelebt hat, besuchte zunächst die Landweherschule

und wechselte später zum Elsa-Brändström-Gymnasium. Dort absolvierte sie 2008 auch ihr Abitur. Schon zu jener Zeit war recht klar, dass ihr Berufswunsch in Richtung Ingenieurwissenschaften tendierte. Denn, so sagt sie: „Für Technik habe ich mich schon immer interessiert, außerdem war ich fit in Mathematik.“ Und so nahm sie nach dem Abi ein Bauingenieur-Studium an der Technischen Universität Dortmund auf, das sie längst abgeschlossen hat. Aktuell forscht sie weiter, den Dokortitel peilt sie für das Jahr 2020 an. Am Lehrstuhl für Mechanik, Statik und Dynamik befasst sie sich mit der Zuverlässigkeit von Strukturanalysen. Während ihrer Masterarbeit untersuchte sie u.a. das Erstarrungsverhalten von Stahl, das viele strukturelle Gemeinsamkeiten mit dem antarktischen Eis aufweist. Dazu haben die Dortmunder



Frostige Aussicht: Carla Henning blickt auf ein Meer mit Millionen von Eisschollen.

FOTOS: WALKHORN (1), PRIVAT (4)







Die Wissenschaftler installieren unterschiedliche Messgeräte auf den Pancakes.

Experten ein Computerprogramm entwickelt, mit dessen Hilfe man derart komplexe Vorgänge in mehrphasigen Materialien erforschen kann. Dieses Programm haben Carla Henning und ihre Mitstreiter bereits im Jahr 2016 auf einer Konferenz im südafrikanischen Kapstadt vorgestellt. Die anschließende Kooperation mit dem Senior-Dozenten Sebastian Skatulla von der Universität Kapstadt führte schließlich zur Einladung aus der Stadt am Kap der Guten Hoffnung für diese abenteuerliche Schiffsreise.

Pancakes ausgebohrt

Am 25. Juni 2017 war es dann soweit, gemeinsam mit über 50 anderen Forschern – darunter sechs Deutsche – und noch einmal so vielen Besatzungsmitgliedern ging Carla Henning bestmöglich vorbereitet an Bord des Eisbrechers S.A. Agulhas II. Von Kapstadt aus sind es rund 7000 Kilometer bis zum Rand der Eiszone (63. Breitengrad Süd), eine Weiterfahrt durch das Festeis wurde von der Seeaufsicht untersagt, da die Gefahr bestand, sich festzufahren. Jeweils sieben Tage brauchte der Eisbrecher allein für die Hin- und Rückfahrt, an zwei Tagen konnten sich die Forscher vor Ort ihren Fachgebieten widmen. Da die geplanten Bohrungen im Festeis für Carla Henning, ihrem Professor und noch einem Kollegen, die ebenfalls mit an Bord waren, ausfielen, mussten die Dortmunder Wissenschaftler improvisieren und sich mit den Eisschollen, den so genannten Pancakes, zufriedengeben. „Am Anfang lief alles noch ein wenig holprig“, erinnert sich die Ober-

hausenerin, „schließlich hat es dann aber doch noch gut geklappt.“

18 Meter hohe Wellen

Die ganze Prozedur war natürlich höchst anstrengend, „mehr als drei Stunden haben wir nachts nicht geschlafen“, sagt Carla Henning. „Aber man nimmt es in Kauf, weil alles so spannend und faszinierend ist.“ Und gefährlich war es obendrein, denn bis zu 18 Meter hohe Wellen laden nicht gerade zu einer Vergnügungsreise ein. Einige Forscher an Bord mussten denn auch höchst unangenehme Begegnungen mit dem kalten Wasser machen, aber glücklicherweise gab es keine ernsten Zwischenfälle. Kalt war im Übrigen nicht nur das Wasser, sondern vor allem auch die Luft. Allerdings, so die 27-Jährige, waren die Temperaturen von minus 20 Grad noch so eben erträglich, wenn man entsprechend dick eingepackt ist. Aber es kamen heftige Winde dazu, die mit 90 Stundenkilometern über die See fegten, so dass für Carla Henning ein Aufenthalt draußen an Deck nicht länger als eine halbe Stunde am Stück dauerte. Kein Wunder bei diesen Bedingungen, dass viele der Mitreisenden arg unter der Seekrankheit litten, die Oberhausenerin blieb davon aber weitgehend verschont.

Was die Nachwuchsforscherin und ihr Team bei ihren Untersuchungen feststellen konnten: Das Eis in diesem etwa 200 Kilometer großen Schollen-Areal ist nicht überall gleich, es wächst dort erst horizontal auf dem Wasser, danach in die Tiefe. Das Wasser, das knapp unter null Grad kalt ist, wärmt

das Eis von unten auf. Da die Luft wesentlich kühler ist und die Pancakes von oben abkühlt, kommt es zu ganz speziellen Eigenschaften in der Struktur des Eises, die von den Wissenschaftlern bis ins Kleinste gecheckt wurde. Rund 70 Eiskerne haben sie ausgebohrt, die dann in den heimischen Laboren analysiert wurden.

Eine unwirkliche Welt

An Bord des Schiffes war die Stimmung überwiegend locker und gelöst, sagt Carla Henning, auf der Rückfahrt haben sich beispielsweise alle mit dem Namen gekannt. Und auch für Unterhaltung war nach getaner Arbeit bestens gesorgt. „Dennoch“, so beschreibt sie ihren Gesamteindruck, „hat man das Gefühl, dass alles um einen herum so unwirklich ist. Man versteht nicht, was dort am Ende der Welt gerade mit einem passiert.“ Wie gesagt, gelohnt hat es sich in jedem Fall, schließlich war die Reise auch wichtig und aufschlussreich für ihren aktuellen Job als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Uni. Hat sie doch durch die Anwesenheit ihrer Kolleginnen und Kollegen auch Einblicke in andere wissenschaftliche Bereiche erhalten.

Die südafrikanischen Forscher wollen übrigens künftig in jedem Jahr solch eine Fahrt unternehmen, auch die Deutschen sollen in 2018 wieder dabei sein. Ob Carla Henning mit von der eiskalten Partie sein wird, steht noch in den Sternen. Grundsätzlich will sie sich nicht sperren. Jetzt aber wird zuhause erst einmal weitergeforscht, um das berufliche Ziel zu erreichen.

Vorstellen kann sie sich, dass sie als Ingenieurin in das Rechnungswesen einsteigt. Das heißt, dass sie sich mit Fragen der Optimierung von bestimmten Bauteilen beschäftigt.

Keine Pinguine mitgebracht

Immer nur Technik? Ein klares Nein, die junge Frau interessiert sich auch für Literatur, Kunst und Sport, „auch früher schon“, wie sie sagt, „als Ausgleich für meine beruflichen Anforderungen“. Ach, und noch etwas: Pinguine konnte Carla Henning ihren Freunden und Bekannten leider nicht mitbringen. „Ich weiß gar nicht mehr, wie viele sich das gewünscht haben“, lacht sie, „aber wenn ich ihnen voller Euphorie von meinen Erlebnissen erzähle, kann ich sie zumindest ein bisschen auf diese Reise mitnehmen.“



Die Oberhausenerin nimmt eine Scholle an Bord des Schiffes unter die Lupe.



Nachtarbeit: Da es tagsüber nur drei Stunden hell war, musste das Eis angestrahlt werden.



MEHR ALS „FRAU DER ZAHL“

**Maria Guthoff, Geschäftsführerin der
Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH,
arbeitet ruhig, gewissenhaft und kraftvoll
am Wohl der Bürger unserer Stadt.**

Von Gustav Wentz

Ungebremst, auch
wenn sie hinter Baken
und Bremsleuchten
steht: Maria Guthoff.





Eine Straße irgendwo in Alstaden, irgendwann im August. Das Klappern der Mülltonnendeckel wird lauter, die Müllwerker wechseln trotz schwerer Arbeit das eine oder andere Wort untereinander ebenso wie mit Anliegern. Man ist bekannt miteinander. Der Chronist guckt zu, denkt, dass er auch mal Müllmann werden wollte wie so manches Kind noch heute und fragt einen der Männer in Orange: „Sach‘ ma‘, wie is‘ eure Chefin denn so?“ Stutzen, dann: „Meinze die Maria? „Ja wer sonz?“ „Warum willze dat wissen?“ „Will wat schreiben.“ „Die Maria, die is‘ schwer in Ordnung. Und dat sarich dir: Schreib‘ bloß kein‘ Sch. . .!“ Die letzten Buchstaben des verstandenen Hinweises verschlucken der Lärm klappernder Deckel und wachsende Entfernung. Szenenwechsel: Büro der Chefin, das schon wegen diverser Bilder an der Wand und Gegenstände auf Schreibtisch und anderen Möbeln persönliche Atmosphäre ausstrahlt. Maria Guthoff

heißt die „Chefin“, und sie lacht, als sie die kleine Geschichte hört. „Ja“, sagt sie dann und wirkt ein bisschen stolz, „meine Jungs, auf die ist Verlass.“ Und fügt fast hastig hinzu: „Auf meine Mädels aber auch.“ Wen sie da so locker umschreibt, das sind die mehr als 400 Frauen und Männer, die in Diensten der Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH stehen, wobei: Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH sagt in Oberhausen kein Mensch, es heißt kurz und bündig „Webeo“ - WBO eben. So steht es auch auf Müllfahrzeugen zum Beispiel und einer ganzen Reihe von einerseits ziemlich normalen und andererseits sehr speziellen Kraftfahrzeugen, die allesamt zu einem Ziel unterwegs sind: Sauberkeit in Oberhausen.

„Sauberkeit“ mag dabei als Oberbegriff zu kurz fassen, wenn man allein damit das Aufgabenspektrum der WBO umreißen wollte. Denn: Die Funktionalität des öffentlichen Straßennetzes gehört ebenso dazu wie die Abfuhr der privaten Weihnachtsbäume, das Sichern reibungslos abfließender Abwässer wie die Überwachung der Verkehrssicherheit. Haben wir damit alles? Frau Guthoff ist gnädig: „Ja, im Großen und Ganzen sind das so unsere Aufgaben.“ Sie könnte noch – ohne große Umstände und gewissermaßen aus dem Stand – ausführen und begründen, warum die Sorge um die Abwasserkanäle für die Umwelt so wichtig ist oder warum sich das getrennte Müllsammeln gleichfalls für die Umwelt rechnet.

„Dinge kreuz und quer denken“

Womit wir beim nächsten Stichwort wären: „rechnet“. Maria Guthoff gilt nicht wenigen in dieser Stadt als die „Frau der Zahl“, und darüber kann sie

so verschmitzt lächeln wie bestätigend nicken. „Schon in der Schule“, erinnert sich die in Osterfeld-Rothebusch geborene WBO-Geschäftsführerin, „habe ich gerne Gleichungen mit mehreren Unbekannten gelöst.“ Bewahrt hat sie sich von dieser Vorliebe eine kaum zu unterschätzende Eigenschaft, die sie „Neigung“ nennt: „Ich neige dazu, Dinge kreuz und quer zu denken.“

Ganz und gar nicht kreuz und quer, sondern eher geradeaus verlief der berufliche Werdegang Maria Guthoffs. Während ihrer Zeit am Staatlichen Mädchengymnasium Bottrop („Mit Englisch, Französisch und Hauswirtschaft bis zum Abitur, aber das war nicht falsch“) träumte sie den Traum, Lehrerin zu werden. Das Abitur legte sie 1975 ab, und was gab es da? Lehrerschwemme, also war der Traum geplatzt. So trat Maria gut drei Monate vor ihrem 20. Geburtstag am 1. August 1975 bei der Stadtverwaltung Oberhausen ihren Dienst an, der sie natürlich quer durch verschiedene Verwaltungsfelder führte, wobei sie feststellte, dass die Verwaltung der Spiegel des täglichen Lebens ist. Die Redensart „Von der Wiege bis zur Bahre: Formulare, Formulare“ kommt nicht von ungefähr. Zwei Abschnitte im Verlauf ihrer dreijährigen Ausbildung tun es ihr besonders an: Soziales und Finanzen, und Maria Guthoff erhält ihre erste Planstelle im „Stadtamt 20“. Die Organisationszahl stand (steht hier und da immer noch) bundesweit für „Stadtkämmerei“, die Herzkammer also der kommunalen Finanzwelt.

„Ich hatte das Glück, dass ich durch Vorgesetzte immer wieder auch gefördert und gefördert worden bin“, denkt Maria Guthoff durchaus dankbar zu-



Auch der Blick aus
Mitarbeiter-Perspektive
tut gut: „Chefin“ in
kommunalem Nutz-
fahrzeug.

rück. Sie kann sich auf der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung fortbilden zur Diplom-Verwaltungswirtin. „Tolle Kommilitonen hatte ich da“, schwärmt sie und nennt Namen, die im Gemeindeleben Oberhausens besten Klang haben: Jochen Kamps, Holger Fünfingerlings, Ralf Katernberg. In der Kämmerei befasst sie sich mit den Themen Schuldenverwaltung und Beteiligungen an städtischen Gesellschaften. An der Fernuniversität Hagen nimmt sie parallel das Studium der Betriebswirtschaft auf.

Bald folgt das Kapitel, das sie als „beste und spannendste Zeit im Rathaus“ beschreibt: Burkhard Drescher wird erst Stadtdirektor, dann Oberstadtdirektor, dann Oberbürgermeister. Und er baut die Stadtverwaltung zum „Konzern Stadt“ um – mit dabei: Maria Guthoff. Wer nur ein wenig das kommunalpolitische Geschehen der 90er Jahre und auch der Jahre danach im Gedächtnis hat, wird beim Nennen der Themen aufhorchen und Respekt signalisieren:

Schließung der Markthalle in der Innenstadt, Bau und Erweiterung Centro, Neuordnung der kommunalen Wirtschaftsförderung, Gründung der Gasometer GmbH, Abrechnung der HDO-Studios in Osterfeld, Gründung der WBO GmbH – und im Hintergrund stellte Zahlen und Daten Maria Guthoff parat, aber sie zog auch Schlüsse, kalkulierte Risiken, kam zu Ergebnissen. Sie löste Gleichungen mit Unbekannten, mehreren Unbekannten.

Das machte sie so gut, dass sie 1996 Leiterin des Bereichs Finanzen (vorher hieß das „Stadtkämmerei“) wurde und später den komplexen Bereich der Beteiligungen übernahm. „Beteiligungen“ hört sich recht harmlos an, dahinter verbergen sich jene Unternehmen, die unter meist erheblicher oder auch kompletter städtischer Beteiligung entstanden waren, aber nicht der „Kernverwaltung“ angehören. Bekannt sind solche wie Energieversorgung Oberhausen AG oder Stadtwerke Oberhausen AG, aber es gehören auch weithin unbekannte Konstruktionen wie Verwaltungszentrum Sterkrade GmbH dazu. Insgesamt beläuft sich ihre Zahl aktuell auf rund 50. Im Jahre 2010 dann die Krönung der Laufbahn: Chefin bei der WBO, drei Jahre lang auch noch Co-Geschäftsführerin bei der Gemeinschaftsmüllverbrennungsanlage Niederrhein GmbH. „Zur GMVA kam ich in einer schwierigen Situation“, erinnert Maria Guthoff sich, die wahrlich keine Arbeit scheut: „Das vereinbarte Entgeltsystem wurde zuletzt vom Oberverwaltungsgericht nicht anerkannt. Dies führte letztlich zu den bekannten Gebührenerstattungen.“

Mitmenschen sorgen für die Kontrolle

Wer nun meint, die WBO sei eine Art Wohlfühloase im Reigen der Unternehmen, die sich um die öffentliche Daseinsvorsorge im weitesten Sinne kümmern, liegt allerdings falsch. „Unsere Aufgaben werden ständig überwacht, und für die beste und wirkungsvollste Überwachung sorgen die Menschen, um die wir uns kümmern“, nennt die Geschäftsführerin das zentrale Kriterium dessen, was so spröde „Aufgabenerfüllung“ heißt. Klar, es geht um Straßen und Kanäle (übrigens rund 580 Kilometer lang ist das Kanalisationsnetz Oberhausen), um Abfallentsorgung und Laubabfuhr, aber es geht ganz erheblich eben auch um die Umwelt und damit um alle Mitbürgerinnen und Mitbürger. „Ja“, bestätigt sie nach kurzem Nachdenken, „irgendwie schließt sich da auch für mich persönlich ein Kreis.“ Wir erinnern uns: Soziales und Finanzen hatten es der jungen Frau Guthoff angetan, und die etwas älter gewordene Frau Guthoff hat ihre soziale Einstellung nie verloren.

Als Jugendliche und Heranwachsende hatte sie sich in der katholischen Jugendarbeit ihrer Heimatgemeinde St. Marien Rothebusch engagiert, im harten Berufsleben hatte sie lange Zeit kaum Freizeit, zumal die Länge ihrer „Schichten“ legendär ist. „Ich brauche nicht viel Schlaf“, lacht sie da und gibt zu: „Ich war oft schon morgens um sieben im Büro.“ Längst aber hat sie sich Zeit geschaffen für den Zonta-Club, für kulturelles Engagement, auch für Spaß im Karneval. Dem angesehenen „Eulennorden“ gehört sie neuerdings an. Erstmals übrigens findet damit ein Ehepaar Platz im Ordenskapitel, mit Eulen-Vizepräsident Bernhard Elsemann ist Maria

Guthoff seit einigen Jahren verheiratet. Weitere Karnevalsvereine, deren Kappen sie trägt: Blaue Funken in Sterkrade, Liricher KG Die Müllschlucker, Alte Oberhausener Karnevalsgesellschaft Weiß-Rot von 1889. Gern hilft sie der Ludwiggalerie im Schloss, und im Zonta Club spielt sie eine überaus aktive Rolle: „Das erfordert schon die ganze Frau“, sagt sie da – und lacht und zuckt die Achseln. Was fast entschuldigend aussieht. Aber nein, entschuldigen für ihr außergewöhnliches berufliches und außerberufliches Engagement muss sie sich nun wirklich nicht.

„Wie gut, dass es Maria gibt“, lautete vor Jahren mal eine Überschrift in der NRZ. Stimmt immer noch.



Zonta Club

Zonta (in der Sioux-Sprache Lakota für „ehrenhaft“) ist ein weltweiter Zusammenschluss berufstätiger Frauen in verantwortungsvollen Positionen, die sich dafür einsetzen, die Lebenssituation von Frauen im rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen und beruflichen Bereich zu verbessern. Der Zonta Club Oberhausen Rheinland engagiert sich insbesondere für lokale Projekte, die sich für Frauen und Mädchen in besonderen Lebenssituationen einsetzen. Dieses Engagement umfasst persönliche, ideelle und finanzielle Hilfe.

Quelle: Zonta Club Oberhausen Rheinland

EIN ZEICHEN FÜR DIE ZUKUNFT

**Die neue Tribüne im Stadion ist
auch ein Symbol für den stetigen
Wandel bei RWO**

Von Peter Voss

Im Prinzip ist alles Baustelle. Das eigene Leben, der Körper, sein Wachstum und Zerfall oder das Zusammenleben mit anderen Menschen. Ständig wird gebaut, abgerissen, neu gebaut, vergrößert, verkleinert, aufgehübscht und umgeplant. Der SC Rot-Weiß Oberhausen ist in diesem Zusammenhang überall vertreten. Baustellen, wo man nur hinschaut. Aktuell im Stadion Niederrhein eine greifbare, sehr weit sichtbare mit dem wachsenden Betongerüst der neuen Tribüne an der Emscherseite. Mitte Januar 2017 begannen die Abrissarbeiten an der alten Kurve, um den Neubau der Stehtribüne unmittelbar am Spielfeldrand einzuleiten. „Etwas Wehmut ist dabei, das können wir nicht ver-

leugnen. Die Freude über eine neue, moderne und zeitgemäße Stehtribüne überwiegt aber“, sagte RWO-Präsident Hajo Sommers.

Mit dieser Landmarke für das alte Stadion soll ein Zeichen für die Zukunft gesetzt werden. Eines, das im Umfeld schon durch das Jugendleistungszentrum unmittelbar gegenüber an der Lindnerstraße und die dort beheimatete RWO-Geschäftsstelle in den Vorjahren gesetzt wurde. Das waren alles mal Baustellen, die sind vorerst fertig. Der notwendige Umzug von der Landwehr ist nur noch Erinnerung, so sehr hat der Verein mittlerweile seine Wurzeln auf der Emscherhalbinsel, die im Sommer ihren

eigenen, würzigen Geruch entwickelt. Die Geschäftsstelle hat passenderweise Bauunternehmer und Vorstand Herbert Jöring hingestellt. In Container-Bauweise, womit er im Hauptberuf sein Geld verdient.

Es gibt ein Foto aus dem Jahr 2013, wo der sportliche Leiter Frank Kontny sowie die beiden Vorstände Sommers und Thorsten Binder vor dem eingerüsteten Rohbau der Geschäftsstelle mit Bauhelmen stehen. Die Drei von der Baustelle, die was bewegen. Kontny meinte während der Winterpause: „Der Verein muss überlegen, was er will und wie er sich aufstellen will.“ Gerüchteweise war zu hören, dass RWO bei der



FOTOS: WAZ-FOTOPOL (4)

Animation: R + P Architekten, Peine



Mike Terranova wie er an der Linie lebt und leidet: Er ist mit ganzem Herzen Rot-Weißer und immer voll dabei. Demnächst wahrscheinlich noch mehr, wenn die Emotionen von der neuen Tribüne sich unmittelbar aufs Spielfeld übertragen.

2,9

Millionen Euro kostet die neue Tribüne

Finanzplanung für die laufende und die kommende Saison kürzertreten müsse. Wichtige Sponsoren gingen verloren. Für einen Mitarbeiter wie Kontny, dessen Aufgabe es ist, Geld auszugeben, um eine Mannschaft zu verbessern, schwer zu akzeptieren.

Sommers bestätigte, dass für die Spielzeit 16/17 2,7 Millionen Euro zur Verfügung stünden – die zu dem Zeitpunkt für das Saisonende noch nicht durchfinanziert waren. Für 17/18 hingegen sei mit 2,3 Millionen zu planen. Der RWO-Chef gestand Kontny durchaus zu, dass er mit kleinerem Etat nicht zufrieden sein dürfe. „Das ist sein gutes Recht. Er ist acht Jahre hier und weiß, wie der Laden läuft.“ Trainer Mike Terranova sagte: „Ich arbeite mit dem, was da ist.“

Kurzum: Der zum Saisonende laufende Vertrag mit Kontny wurde nicht verlängert, der sportliche Leiter sofort freigestellt. Kostenstelle eingespart. Der ehemalige Spieler Jörn Nowak trat die Nachfolge an und wirkte an der Zusammenstellung der Mannschaft für die laufende Saison bereits mit. Aller fußballerischen Trennungsfolklore rund um das beliebte „beiderseitig“ zum Trotz: Der Verein nutzte in diesem Moment eine Chance, sich neu aufzustellen. Das macht er wegen Kostenersparnis seit geraumer Zeit, verschärft aber das Tempo der Umgestaltung. Alles wird schneller. Sommers: „Vor Jahren war uns Twitter und Facebook egal, jetzt sind die wichtig. Es wird immer neue Formen geben und dafür braucht man neue Leute. Die Alten müssen weg.“ Kontny war gut, aber alte Schule. Marketing-Fachmann Nowak tritt erstmals als sportlicher Leiter in Erscheinung.

Erneuern, verjüngen: Das galt bei personellen Neubesetzungen in der Geschäftsstelle, das galt bei Kontny und das gilt,

da ist Sommers ganz unpräventios, auch in eigener Sache. Der Vorstand kündigte bei der letzten Hauptversammlung an, noch drei Jahre zu amtieren. In dieser Zeit solle versucht werden, den Club auf ein stabiles Fundament zu stellen, finanziell weiter zu gesunden und damit Leute zu motivieren, die langjährige Bauleitung mit Sommers, Binder und Jöring zu ersetzen. All diese Gewerke arbeiten mal mehr, mal weniger zusammen, um den eigentlichen Kernbereich Sport so erfolgreich wie möglich zu gestalten. Womit die Regionalliga ins Spiel kommt. Eine Liga, in der RWO dummerweise gelandet ist und aus der angesichts der Aufstiegsregelung nur schwer zu entkommen ist. Hier kündigt sich zwar eine Verbesserung an, da der DFB offenbar bereit ist, die unsägliche Relegation zu mildern. Doch dann müssen immer noch viele Faktoren passen, um aufzusteigen. Sommers: „Wenn alles zusammen kommt, Glück, Können und Geld, kann etwas passieren.“

Nur wann, mit begrenztem Budget: Nächstes Jahr oder übernächstes oder in 20 Jahren?“ Dafür ist Trainer Terra-

nova, gewissermaßen der Vorarbeiter des Bautrupps, zuständig. Er war im Vorjahr der richtige Mann an dieser Stelle und er ist es immer noch. Er sagt, was Menschen aus der Rechenabteilung nie sagen dürfen: „Ich will aufsteigen.“ „Ich will den Pokal gewinnen.“ „Ich will jedes Spiel gewinnen.“ Mike, der Baumeister, darf das, weil er das Gesicht des Vereins ist. Und der beste Werbeträger, den man sich vorstellen kann.

Sommers weiß das: „Terra ist gut für uns so wie es Bruns vor Jahren war. Terra denkt in RWO.“ Das spüren auch die Spieler und folgen ihm. Und wenn nicht, trifft das einen besonders. Nach dem 0:5 in Wattenscheid, seinem Heimatverein, war er völlig geknickt. Das nahm er persönlich und das prägte auch seine Arbeit seit Beginn des Jahres. Der Mensch Terranova hat auch als Trainer gelernt, hat sich unabhängiger gemacht, indem er sehr viele Meinungen einholt, nachdenkt, und das mit seiner Idee verknüpft. Ihm fällt es mittlerweile leichter, neue Wege zu gehen, alte Zöpfe abzuschneiden. Unter ihm endete die





Da wächst was zusammen: Nicht nur im Jubel (links) wird deutlich, dass Rot-Weiß derzeit eine gute Mischung aus erfahrenen und jungen, hungrigen Spielern gefunden hat. Das Spiel gegen Viktoria Köln (oben) wird in Erinnerung bleiben: Nicht nur wegen der intensiven Duelle um (v.l.) Yassin Ben Balla, Mike Wunderlich und Rafael Garcia, sondern auch wegen eines überaus kuriosen Eigentores.

Laufbahn von Kapitän Benjamin Weigelt, im Guten lösten die beiden das.

Mit Nowak formte er die Mannschaft um und versuchte, einen Aderlass zu verarbeiten. Simon Engelmann, bester Torschütze und ein zuverlässiger Mitarbeiter, wechselte zum SV Rödinghausen. Kurz darauf verkündete der beleidigte Raphael Steinmetz seinen Wechsel zum Wuppertaler SV. Sein Herzensverein hatte sich gegen ihn entschieden, in Verhandlungen hängen gelassen und womöglich damit zu hoch gepokert. Denn RWO musste auch den Vertrag mit dem unprofessionellen Güngör Kaya auflösen und damit die Angriffsreihe komplett neu aufbauen. Dafür

wurde Philipp Gödde von Alemannia Aachen geholt und Tarik Kurt aus der U 19 hochgezogen. Zwei Personalien, die sich zum Ende der Hinrunde auszuzahlen scheinen. Mit der Verpflichtung des großgewachsenen Jannik Löhden für die Innenverteidigung (ebenfalls von Alemannia Aachen) wurde ein Abwehrchef gefunden und der Weggang von Oliver Steurer aufgefangen. Torwart Robin Udegbe, Dominik Reinert, Kai Nakowitsch, Felix Haas, Tim Hermes, Alex Scheelen, Robert Fleßers und Patrick Bauder bilden das Gerüst der Mannschaft. In der finden sich Rafael Garcia, Maik Odenthal als erfahrene Spieler sowie Jasper Stojan, Yassin Ben Balla, Aaron Langen, Marvin Lorch



Plötzlich ging alles ganz schnell. Im Sommer gab es noch eine Unterbrechung wegen angeblichen Bombenalarms und kaum zwei Monate später steht der Hochbau.

Meister und steigt doch nicht auf. Nach dem verlorenen Spiel gegen den MSV ging Rot-Weiß mit dem Pokal-Aus auch der rote Faden für die Meisterschaft teilweise verloren. Doch spätestens mit Beginn der Vorbereitung auf die laufende Saison war das vorbei. Der ehemalige Rot-Weiße Moritz Stoppelkamp kam mit dem MSV zum Trainingspiel vorbei – die Klasse von 09/10 um Reichert, Terranova, Pappas und Co. traf sich mit „Stoppel“ im Stadion Niederrhein. Der MSV siegt 2:1.

Die Saison startete und schnell wird klar: Fast jeder kann jeden schlagen. Gegen Verl reichte es gerade zu einem späten 1:1, beim 3:3 gegen starke Rödinghausener vergab RWO einen leicht möglichen Sieg. Haften bleibt das kuriose 1:0 gegen Viktoria Köln durch ein Eigentor aus 40 Metern, bei dem ein Kölner einen Pass von Patrick Bauder auf Garcia über seinen Torwart schlenzte. Nach und nach ereilte die Mannschaft eine schwere Verletzung nach der nächsten. Baumeister Terranova muss ständig nachbessern, umplanen und aufhübschen und liegt mit dem Gesamtwerk doch meist richtig. So ist die stetig wachsende Tribüne im Stadion auch Symbol dafür, dass die Zeit nirgendwo stehen bleibt. Weder bei Beinen noch bei Steinen.

oder die neuen Patrick Schikowski und Aloy Ihenacho zunehmend ein.

Terranovas Bilanz ist gut mit einem Platz in Sichtweite zur Spitze. Das Jahr insgesamt weist aber auch Zacken nach unten aus. Verdient war die 0:3-Niederlage im Pokal-Halbfinale im Frühjahr gegen den MSV Duisburg. Zu überlegen zeigte sich der spätere Zweitliga-Aufsteiger. Die Absage des Meisterschaftsspiels gegen den BVB II im Februar, weil die Süd-Tribüne im Signal-Iduna-Park gesperrt war, traf den klammen Verein nach der Winterpause hart. Hart erschien auch die Entscheidung, die U 23 in der Landesliga vom Spielbetrieb abzumelden – Sommers: „Aus Kosten-

gründen hatten wir keine andere Chance.“ Trainer Dimi Pappas schaffte es tatsächlich, sein Team bis zum Ende der Spielzeit motiviert auf Kurs zu halten. Geradezu sensationell hielt die A-Jugend von Trainer Mike Tullberg mit einer überragenden Rückrunde die Spielklasse. Der Däne wechselte zurück in seine Heimat zu Aarhus GF. Pappas übernahm seine Nachfolge und steuerte sein neues Team durch eine mehr als gute Hinrunde. Mit Mitaufsteiger Arminia Klosterhardt hat die Bundesliga-West für Oberhausen einen besonderen Reiz entwickelt. Die erste Mannschaft spielte ebenfalls eine bärenstarke Rückrunde, doch Viktoria Köln gelang das auch und wurde verdient



Thilo Ochmann und Susanne Hausmann verwöhnen die vierbeinigen Namensgeber ihres Cafés.

SCHAFE, GÄNSE UND EINE AUSZEIT IM GRÜNEN

Aus dem alten Vereinsheim von Juspo Frintrop ist am Läppkes Mühlenbach ein idyllischer Rast- und Ruhepunkt geworden.

Von Martina Nattermann



FOTOS: WALLHORN (6)



Manche Idee setzt man am besten gleich in die Tat um – bevor sich Bedenken melden und man sich in Detailfragen verliert, die das Ganze immer komplizierter erscheinen lassen. Das „Gartenhaus zu den vier Schafen bei den fünf Gänsen“ ist so eine: „Wenn ich erst lange überlegt hätte, hätte ich’s wahrscheinlich nicht gemacht“, sagt Susanne Hausmann im Nachhinein. Und das wäre wirklich jammerschade. Denn das kleine charmante Ausflugsziel im Grenzbereich von Oberhausen und Essen-Frintrop, am Radweg der die Neue Mitte mit dem Hexbachtal verbindet, möchten die meisten, die einmal im lauschigen Biergarten oder im gemütlichen Café gesessen haben, nicht mehr missen.

Die Idee, das auf dem Familiengrundstück gelegene alte Vereinsheim aus seinem Dornröschenschlaf zu wecken und ihm neues Leben einzuhauchen, war im Sommerurlaub 2014 entstanden, den die Familie in einem alten Pastorat in Mecklenburg-Vorpommern verbrachte: „Da gab’s sowas Ähnliches und das hat mir sehr gefallen“, erzählt Susanne Hausmann. In ihrem Mann, Wilhelm Hausmann, fand die Finanzbeamtin, die für die Familienphase beruflich pausierte, einen Unterstützer der Pläne, aber keinen Geschäftspartner. Dafür war und ist der selbstständige Architekt und CDU-Kreisvorsitzender zeitlich zu eingespannt. Thilo Ochmann, die eine Hälfte eines eng mit der Familie befreundeten Ehepaars, war gleich von der Idee begeistert, zusammen mit Susanne Hausmann das „Gartenhaus“ zu betreiben. „Die meisten Menschen träumen doch irgendwann mal davon, ein kleines Café, eine Cocktailbar oder sowas Ähnliches zu haben“, sagt Thilo

Wilhelm und Susanne Hausmann stöbern in Fotos aus der Umbauphase.



Ochmann, der von Hause aus Heilpraktiker ist und seine Praxis gleich nebenan hat.

„Wir sind im August aus dem Urlaub zurückgekommen, im Oktober haben wir angefangen“, erzählt Susanne Hausmann und zeigt Bilder von dem ehemaligen Vereinsheim, das man jetzt kaum wiedererkennt: Dereinst mit regem Vereinsleben vom Fußballverein „JuSpo Frintrop“, zuletzt nur noch sehr sporadisch von einem immer kleiner werdenden Trupp von „Taubenpittern“ genutzt, fristete das Gebäude ein eher trauriges Dasein. Und optisch war es ohnehin schlicht – ein Funktionsbau eben, nüchtern, schnörkellos, Ytong-Steine mit Platten verkleidet. Da gab’s manches zu tun. Inzwischen hat das Häuschen eine ganz andere Anmutung: Eine neue Fassade aus alten, ausrangierten Klinkervorgesetzt und eine Dachlaterne im Stil der 1920er Jahre – ein turmartiger Aufbau mit Fenstern – bringt mehr Licht ins Innere. Natürlich musste auch ein Kanalanschluss her, wo

dereinst eine Sickergrube ausgereicht hatte, Wege und Außenanlagen mussten hergerichtet werden.

Gleich mit Beginn der Baustelle wurde auch das kleine Backhaus gegenüber gemauert: Brot, Pizza oder Flammkuchen aus dem mit Buchenholz befeuerten Ofen haben dann schon während der Bauphase manchen knurrenden Magen beruhigen können: „Wir hatten ganz viele Helfer, gute Freunde haben richtig mit angepackt“, ist Susanne Hausmann dankbar für die erfahrene Unterstützung.

Auch im Innern des alten Vereinsheims ging’s gleich richtig zur Sache. Insgesamt hat man sich dann aber nicht selbst zeitlich unter Druck gesetzt, sondern auch Ideen, die erst während der Arbeit reiften, mit umgesetzt. Aus dem geplanten Öffnungstermin Ostern 2015 wurde dann der 3. Oktober: „Wir haben die Theke rausgerissen, die Holzvertäfelung auch“, erzählt Wilhelm Hausmann. Mit alten Steinen wurde

„Alles okay?": Familiäre Atmosphäre gehört im Gartenhaus-Café dazu.



dann im Gastraum ein Kamin gemauert, für dessen Existenz manch durchgefrorener oder nassgewordener Radler schon mehr als dankbar war. Und manches Teil aus dem alten Vereinsheim, das zunächst weichen musste, hat später wieder Einzug gehalten und trägt mit bei zum besonderen Charme des Ambientes: alte Kleiderhaken aus den Umkleidekabinen etwa sind im Café zu nostalgisch anmutenden Garderobehaken geworden. Wer genau hinsieht, findet viele solcher Details.

Alter Stammtisch atmet Geschichte

Zu neuen Ehren ist auch ein richtig alter Stammtisch gekommen, der einstmals nicht im Vereinsheim, sondern im „Stammhaus Hausmann“ stand, der Traditionsgaststätte, die Wilhelm Hausmanns Vater bis in die späten 70er Jahre betrieb, wie schon Generationen vor ihm. Aus gesundheitlichen Gründen hatte er die Gaststätte aufgegeben, noch bevor das allgemeine Kneipensterben um sich griff. Das stattliche Gebäude am Hausmannsfeld wurde

dann komplett zum Wohnhaus umgestaltet. „Ich habe in meiner Kindheit das Gastwirtschaftsleben noch gut mitbekommen, Familienleben hatten wir damals kaum“, erzählt Wilhelm Hausmann, der eigentlich dazu ausersehen war, die Gastwirtstradition fortzusetzen – wenn nicht alles ganz anders gekommen wäre.

Mit dieser Erfahrung im Rücken, waren sich Hausmanns und Ochmanns einig, dass die Gartenhausgastronomie zwar durchaus „etwas abwerfen“, aber nicht alle rund um die Uhr vereinnahmen und des Familienlebens berauben soll. „Klein und putzig“, solle es werden und bleiben: „Wir wollten keine zweite Grafenmühle werden“, erzählt Susanne Hausmann. Und das wollte man durchaus auch schon mit einem Namen deutlich machen, der jedem Marketingstrategen das Blut in den Adern gefrieren oder Angstschweiß auf die Stirn treten lässt. „Gartenhaus zu den vier Schafen bei den fünf Gänsen“ – sowas gehe heutzutage gar nicht, haben sich alle

Beteiligten mehr als einmal anhören müssen. Mindestens was cooles Englisches „Garden 2 be“ oder was regional-typisch-industrieromantisches wie „Tor 11“ oder „Hausmann 2.0“ müsse es schon sein. Aber auch da ließ man sich nicht beirren und blieb bei dem ländlich-verspielten Namen, der gleich schottische Pubs und entschleunigende kleine Auszeiten vors geistige Auge zaubert. Auch wenn kaum jemand den Namen richtig behalten kann – irgendwas mit Gänsen und Schafen bleibt im Gedächtnis. Und vielleicht ist es ja auch ganz gut so, dass sich niemand die Anzahl der real existierenden zwei- und vierbeinigen Namensgeber so genau merkt, denn die kann durchaus schon mal differieren: etwa, wenn mal wieder der Fuchs ums Haus schleicht und ein Schlupfloch ins Gatter findet. Oder mal wieder ein altersschwaches Schaf einen Gnadenhof braucht. . .

Nicht nur Kinder haben die wolligen Gesellen Shaun, Timmy, Bibi und Co. ins Herz geschlossen, auch mancher



Die Schafe ziehen vor allem kleine Besucher magnetisch an.



erwachsene Besucher stattet den Gehegen von ewig-hungrigen Kamerunschafen und den resoluten Gänsen immer einen kurzen Besuch ab, wenn ihn sein Weg mal wieder in die kleine Gartenwirtschaft führt.

Über mangelnden Zuspruch kann sich das Gartenhaus-Team wirklich nicht beklagen – ohne dafür groß Werbung gemacht zu haben. Es hat sich halt rumgesprochen und ist kein Geheimtipp mehr: „Sonntags bei schönem Wetter haben wir mehr Gäste als Plätze“, erzählt Susanne Hausmann und freut sich über den Zuspruch, der nicht zuletzt auch auf ihre Backkünste zurückzuführen sein dürfte: Himbeer-Schokolade oder klassische Käsesahne – was hier auf den Tisch kommt, ist selbst kreierte und gebackene. Der rege Andrang („Bei Superwetter haben wir bis zu 150 Gäste“) verleitet das Team aber nicht dazu, die Kapazitäten ausbauen zu wollen. „Wir hatten im ersten Sommer 50 Plätze draußen – das war aber hart an der Grenze dessen, was

die Kaffeemaschine und unser Team zufriedenstellend leisten können. Wir haben deshalb die Plätze draußen auf 44 reduziert. Das ist einfach entspannter.“ Drinnen gibt’s weitere 24 Plätze. Ausgedehnt hat das Team allerdings sein Angebot und die Öffnungszeiten: Anfangs konnten Ausflügler nur am Wochenende Kaffee, Kuchen oder Waffeln genießen, seit Mai 2017 öffnet das Gartenhaus auch unter der Woche seine Pforten. Ab dem späten Nachmittag gibt’s unter der Woche auch herzhaftes saisonale Kleinigkeiten, Tapas oder Flammkuchen direkt aus dem Backhaus. Dazu gibt’s wahlweise Bier einer Essener Familienbrauerei oder Wein. Inzwischen gibt’s auch Personal: „Aber nur in geringem zeitlichen Umfang“, sagt Susanne Hausmann. „Es soll familiär bleiben.“ Aus den roten Zahlen ist man inzwischen raus: „Wir arbeiten mittlerweile wirtschaftlich“, sagt Susanne Hausmann nicht ohne Stolz. Und auch Thilo Ochmann ist begeistert wie am ersten Tag. Er mag es, dass auch ältere Menschen aus der

Nachbarschaft hier zum Plausch zusammenkommen: „Das ist irgendwie auch eine Begegnungsstätte. Das gefällt mir sehr gut. Das war ’ne wirklich gute Entscheidung.“

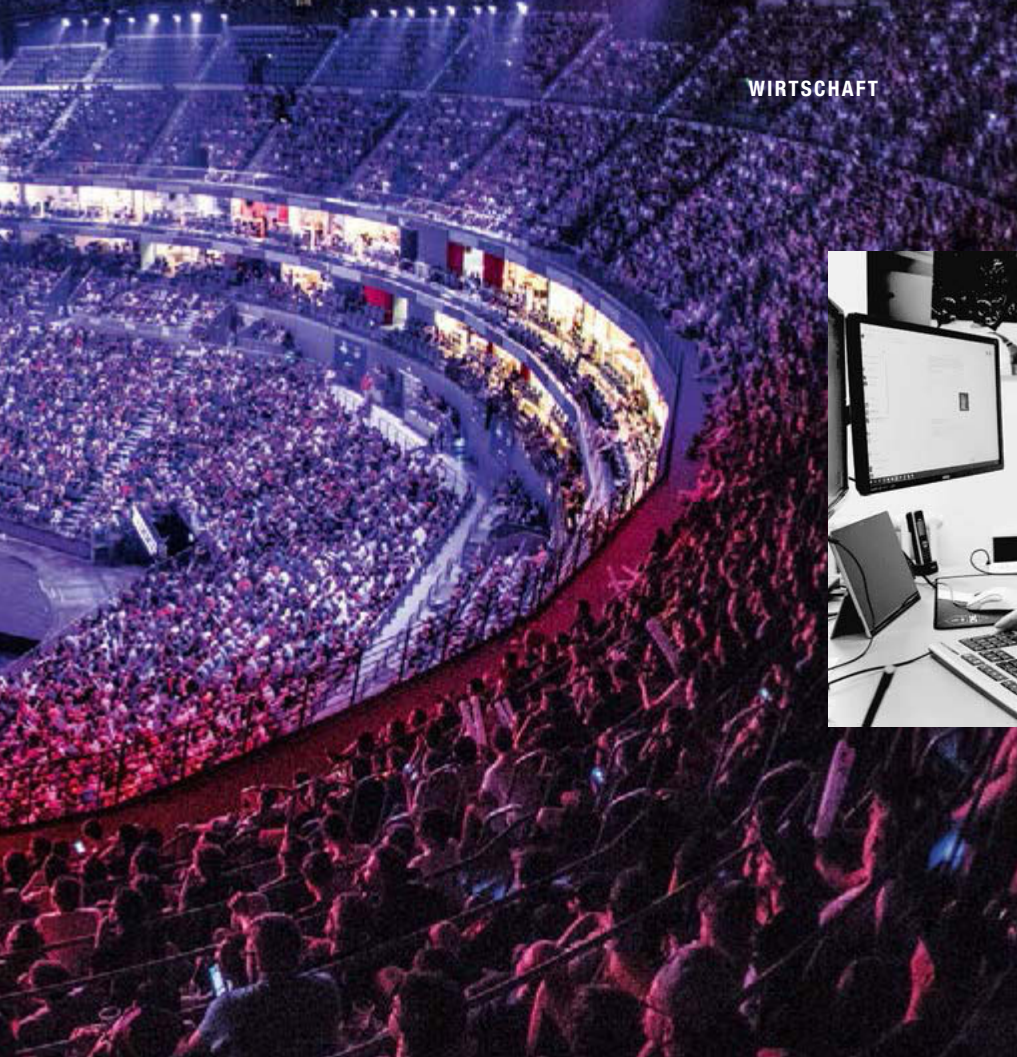
Anfahrtsweg und Öffnungszeiten
Der Radweg, der zum „Gartenhaus“ führt, verläuft direkt neben dem Läppkes Mühlenbach und überquert aus Richtung „Haus Ripshorst“ die Frintroper Straße und gen Hexbachtal auch die Essener Straße. Dazwischen liegt im Grünen das Gartenhaus. Vom Radweg aus gibt es einen eigenen Eingang. Auch vom Hausmannsfeld 102 führt ein Weg zum Café. Geöffnet ist das Gartenhaus mittwochs, donnerstags und freitags von 17 bis 22 Uhr, samstags und sonntags von 14 bis 18 Uhr.



DIE MILLIONEN-IDEE AUS DEM KINDERZIMMER

Ralf Reichert gehört zu den Urvätern professioneller Computerspiele-Wettbewerbe. Eine Oberhausener Erfolgsgeschichte

Von Dirk Hein



Große Bühne für die Computerspiele-Wettbewerbe in der Lanxess-Arena in Köln vor 16.000 Fans. Die Idee dazu hatte Ralf Reichert vor zwei Jahrzehnten in seinem Kinderzimmer in Oberhausen.

FOTOS: S. J. KRETSCHMANN (6), D. HEN (1), WAZ/FOTOPOL (1)

Am Anfang waren da diese zwei kargen Balken und ein spartanischer Pixelpunkt. Viel mehr grafische Spielerei hatte das knarrende Computerspiel mit dem Namen „Pong“ nicht zu bieten, das seit den 1970er-Jahren als Vorreiter für alle modernen Daddel-Spiele gilt. Doch für Ralf Reichert entwickelte dieser Dinosaurier unter den Videospielen, der mit seinen steuerbaren Balken ein Tennis-Match simulieren sollte, eine faszinierende Anziehungskraft. „Es gab plötzlich die Gelegenheit, sich am Bildschirm miteinander zu messen“, sagt der 43-Jährige. Sechs, vielleicht sieben Jahre war der Oberhausener damals alt, als er bei Bekannten den

neuartigen Unterhaltungskasten zum ersten Mal ausprobieren durfte. Ping, Pong, Ping, Pong! So einfach, so vielversprechend, aber noch so viel brachliegendes Potenzial.

Reichert muss schmunzeln, wenn er über den Urknall seiner Begeisterung erzählt. Denn bei Berieselung sollte es bei ihm nicht bleiben. Schließlich wurden die Rechner schneller, die Grafiken besser und die Vernetzung einfacher. Als das Internet die Grenzen der heimischen vier Wände sprengte, erkannte Reichert die Chancen der neuartigen Technologie. „Das hat für alle eine neue Welt geöffnet“, sagt er. Heute ist der Familienvater Geschäftsführer der global größten Liga für pro-

fessionelle Computerspiele-Duelle. Mit 500 festangestellten Mitarbeitern, jährlich dreistelligen Millionenumsätzen und Filialen, die von den Philippinen bis in die USA reichen. Es ist eine unglaubliche Geschichte, die sich nach den kalifornischen Garagen im Silicon Valley anhört, wo mutige Tüftler wie Apple-Ikone Steve Jobs richtungsweisende Techniken entwickelten. Doch Reicherts Geschichte beginnt in einem Kinderzimmer – und sie beginnt in Oberhausen.

Kräftemessen mit einem Maus-Klick

Der elektronische Sport, kurz eSport, ist heute ein stark wachsender Markt. Branchenkenner verzeichnen 15 Prozent Steigerung pro Jahr – ein Millionen-

markt. Laien rätseln über den Erfolg dieser Leute, die sich da unter Wettbewerbsbedingungen bei einem Computerspiel messen und Millionen zum Zuschauen begeistern. Dabei ist das Kräfteressen per Maus-Klick deutlich komplexer. Beliebt sind taktisch geprägte Spiele wie „Dota 2“ oder „League of Legends“. Der große kommerzielle Boom begann vor sechs Jahren.

„Ach, man macht sich darüber eigentlich keine Gedanken“, sagt Reichert, wenn man ihn zum rasanten Aufstieg der Branche befragt. „Vielleicht später mal, wenn man sich zur Ruhe setzt.“ Doch das liegt für den Daddel-Pionier noch weit entfernt. Gerade ist er aus der Schweiz zurückgekehrt, bald ziehen ihn die Geschäfte in die USA. So richtig zur Ruhe kommt er nicht. Das Hemd trägt er locker über der Jeans. Turnschuhe befinden sich an seinen Füßen. eSport ist kein Schlips-und-Kragen-Geschäft. Auch nicht für Ralf Reichert, dessen Position im eSport die Frankfurter Allgemeine Zeitung kürzlich in einem Artikel mit der von Bernie Ecclestone im Motorsport verglich. Der Respekt der Szene ist ihm sicher.

eSport gab es schon vor Reicherts Electronic Sports League, vornehmlich in den USA und in Asien. Doch als der Oberhausener mit seinen Kollegen die digitale Liga im Jahr 2000 an den Start brachte, zogen die Wettbewerbe auch in Europa auf Tournee und wuchsen überproportional. Auch in seiner Heimatstadt: Das Ebertbad oder die Luise-Albertz-Halle gehörten noch vor zehn Jahren zu den regelmäßigen Stationen für die Spiele-Duelle, bei denen populäre Games wie der Taktik-Shooter „Counter-Strike“, das Rollenspiel

„World of Warcraft“ oder die Fußball-Simulation „Fifa“ gespielt wurden. Heute pilgern 30.000 Spielebegeisterte in die Commerzbank-Arena nach Frankfurt. Oder 16.000 Fans in die Lanxess-Arena nach Köln oder es zieht sie in das 18.500 Fans fassende Barclays Center in New York.

Klischees der Branche entkräftet

Ralf Reichert sitzt in seiner Firmenzentrale in Köln in einem dieser Stühle, die ein wenig nach den Chassis eines Formel-1-Boliden aussehen. Wenn Profizocker sich duellieren, nehmen sie längst in ergonomisch geformten Sitzen Platz. Mit angepasster Lehne und passender Kopfstütze. Mit dem Auszieh-Sofa von früher hat das wenig zu tun. Was in den Privaträumen seines Elternhauses im Grafenbusch begann, hat Reichert vor 17 Jahren in Köln auf professionelle Beine gestellt. Im Kölner Stadtteil Mülheim befindet sich heute der Sitz seines Unternehmens Turtle Entertainment, dessen Flaggschiff, die Electronic Sports League (ESL), der weltweit größte Anbieter von Computerspiel-Wettbewerben ist. „Ja“, sagt Reichert, „man musste den Leuten zu Beginn schon viel erklären.“ Dazu zählten zunächst auch die eigenen Eltern. Vater Rudolf Reichert führte 1989 Rot-Weiß Oberhausen als Präsident, ganz ohne Computer.

Natürlich hat der Urvater der Computerspiele-Wettbewerbe sie alle schon gehört, die Vorurteile, die der Szene zu Beginn der Bewegung begegneten. Auch die zwischenzeitlich merkwürdig anmutende Debatte um „Killerspiele“ haben sie hinter sich gelassen. Dazu gab es das öffentliche Bild von korpu-lenten Kindern, die in finsternen Kellern

sitzen, ungesunde Chips futtern und einen Sportplatz nur aus Erzählungen kennen. „Da wurde eine ganze Jugendkultur dafür stigmatisiert, was ihnen Spaß macht. Wenn Jugendlichen aber die Akzeptanz verweigert wird, laufen sie doch in Probleme hinein“, ärgert sich Ralf Reichert über die anfängliche Skepsis gegenüber der Branche. „Die Gesellschaft hat damals alles falsch gemacht. Dabei haben da nur junge Leute einen Traum verfolgt!“

Diese Zeiten sind vorbei. Die Szene hat ihr Nerd-Image mühsam abgeschüttelt. Dabei halfen Analogien zu klassischen Sportarten: Es gibt Meisterschaften, Ligen, Ergebnisse, Punkte, Tabellen – große Trophäen, Live-Übertragungen im TV und im Internet. Spieler, die sportmedizinisch betreut werden. Und in randvollen Hallenstadion rund um den Erdball gegeneinander antreten.

Familie mit rot-weißer Fußball-Tradition

Klischees haben bei Ralf Reichert und seiner Familie schon damals nicht funktioniert. Reichert, der Name steht in Oberhausen nicht nur beim Familienoberhaupt für Fußball mit dem Kleeblatt. Bruder Benjamin kickte jahrelang bei Rot-Weiß Oberhausen genauso wie Bruder Tim. Ralf Reichert spielte zwischenzeitlich selbst für die Reserve des ehemaligen Fußball-Zweitligisten. Mit seinen beiden jüngeren Brüdern gründete er im Elternhaus vor 20 Jahren auch den eSport-Clan „SK Gaming“. Clans sind in der Szene mit Mannschaften vergleichbar. Sind diese populär, haben sie Fan-Clubs und eigene Merchandising-Artikel: Trikots, Kappen und sogar mit dem Vereinslogo verzierte Stühle.



Einmarsch der Gladiatoren: Die professionellen Computerspieler treten beim eSport in riesigen Arenen an. Reicherts Unternehmen veranstaltet die Duelle auch in New York, Sydney und Singapur.





Diese kleine Gemeinschaft von Oberhausener Kumpel, die im Hause Reichert begann, ist heute der FC Bayern München der eSport-Szene. Großunternehmen wie der Kreditkarten-Riese Visa und der Prozessorhersteller Intel gehören zu den Sponsoren. Rund 750.000 Fans hat der Clan bei Facebook angesammelt. Die Spieler stammen aus der gesamten Welt, vernetzt über das Internet. Die Steuerzentrale des Clans sitzt mittlerweile in Köln und im kalifornischen Los Angeles. Von wegen Kinderzimmer.

Die Kommandobrücke von SK Gaming hat Reichert früh verlassen. Schließlich stand er als Boss der Liga plötzlich an den obersten Schalthebeln. Das sollte Interessenskonflikte bei den sportlichen Wettbewerben verhindern. Bruder Tim

meldete sich vor zwei Jahren nach seiner aktiven Fußballer-Laufbahn spektakulär auf der eSport-Bühne zurück. Als Head of eSport führt er die Geschicke der Computerspieler beim FC Schalke 04. Er ist in Gelsenkirchen so etwas wie der Christian Heidel des elektronischen Sports. Immer mehr Bundesligisten aus dem klassischen Sport, wie Hertha BSC Berlin oder der VfL Wolfsburg, gründeten zuletzt eigene eSport-Abteilungen, um sich in Computerspielen zu messen. Kein unüberlegter Schachzug, steigert dies doch in einem wachsenden Markt die Bekanntheit des Vereins bei einer jungen Zielgruppe.

„Vorher hast du gesagt, du spielst gegen Freunde. Dann hast du gesagt, du spielst gegen den Rest der Welt“, erklärt Reichert seine Motivation für seine Berufswahl.

In der Gründerzeit, Ende der 1990er-Jahre, konnten die eSportler der ersten Generation mit einer eigenen Mannschaft schnell Weltruhm erlangen, weil eine breite Clan-Struktur damals noch fehlte. „Für einen Jugendlichen war das wie der erste Flug zum Mond.“ Reicherts Berufslaufbahn begann trotzdem bodenständig: Er studierte 1993 Betriebswirtschaftslehre an der Universität Essen, schloss sein Studium im Jahr 2000 ab. Parallel beschäftigte er sich während eines Trainee-Programms bei einem lokalen Autohändler mit dem Qualitätsmanagement. Bei zwei Forschungssemestern ging es um die Themen Online-Gaming und Online-Kommunikation. Was heute nicht ungewöhnlich erscheint, war damals noch exotisch. Für Reichert war es: „Die Grundlage für alles weitere!“



So fing alles an: Vor zehn Jahren trafen sich 900 Fans der deutschen eSport-Elite noch in der Luise-Albertz-Halle. Heute schalten bei internationalen Events über das Internet 40 Millionen Daddler ein.

200
junge eSportler können
in Deutschland vom
Computerspielen
leben

40 Millionen Zuschauer bei Turnieren

Meistens verfolgen die Fans rund um den Globus die eSport-Begegnungen über das Internet. Dort gibt es Live-Übertragungen, bei denen Millionen einschalten. Bei einem großen Turnier in Polen zählten die ESL-Macher 40 Millionen Zugriffe. Doch auch das Live-Erlebnis hat sich über die Jahre immer weiter entwickelt: Das erste Turnier vor 16 Jahren lockte in einem kleinen Internetcafé in Köln gerade einmal 50 Zuschauer an. „Das waren enthusiastische Jugendliche. Wir haben damals Visionen verkauft und es gab Leute, die daran geglaubt haben!“

Heute finanziert sich die Liga durch Gelder von Sponsoren, den Verkauf von Fanartikeln und Sendelizenzen. ProSieben Maxx und Sport 1 übertra-

gen eSport-Begegnungen und bieten den Helden der Szene damit eine Plattform. Reichert erzählt von den Thomas Müllers und den Toni Kroos der eSport-Branche. Ein deutscher eSport-Spieler habe alleine in diesem Jahr schon eine Million Euro an Preisgeldern abgeräumt – wie gesagt: durch Computerspielen. Die Jahresgehälter, die große Teams zahlen, sind sechsstellig. Rund 200 Spieler könnten in Deutschland vom eSport bereits gut leben. Für die breite Masse bleibt es freilich noch ein Hobby. Vor zwei Jahren haben sie die Teilhaberstruktur bei Turtle Entertainment verändert: Das schwedische Medienunternehmen MTG legte für 74 Prozent der Firma rund 78 Millionen Euro auf den Tisch. 26 Prozent blieben in der Hand des ursprünglichen Managements. Auch Reichert hält noch seinen Anteil – blieb nach MTG der zweitgrößte Anteilseigner. Das sorgte für frisches Geld für internationale Projekte und für einen starken Partner bei eSport-Übertragungen in den Medien. Stillstand ist in der digitalen Branche der Tod. Keine Floskel übrigens – einige Mitbewerber sind still und unrühmlich verschwunden. Ein Kinderspiel ist es eben nicht.

Obwohl Ralf Reichert längst in Köln lebt, fühlt er sich noch immer als Oberhausener. Durch Eltern, Freunde und Bekannte. Mit den alten Kumpeln verabredet er sich manchmal abends, wenn es mal ruhiger ist. Dann wird aus dem Manager Reichert wieder der eSportler der ersten Stunde. Und die Gründer von damals spielen wieder über das Internet gegeneinander. Übrigens auf Altherren-Niveau. Ab Mitte 20 gehört man bei der Elite des eSports schon zum alten Eisen.

EIN GROSSER MOTIVATOR

**Der 78-jährige Hans Abel führt die Tischtennispieler der
Lebenshilfe von Meisterschaft zu Meisterschaft**

Von Martin Berger

Große Erfolge mit
kleinen Bällen



Es ändert sich viel im Kosmos des Handicap-Sports. Aber es ist immer ein kleiner Ausflug in eine faszinierende Welt. Bei den Special Olympics zum Beispiel, für Menschen mit geistiger Behinderung, geht es nicht darum, die Aktiven mit schwächeren Leistungen auszusortieren. Jeder bleibt immer irgendwie dabei. Jeder gewinnt, jeder nimmt etwas mit, jeder erlebt eine persönliche Bereicherung. Dabei sein ist alles. Der alte olympische Gedanke hat hier in diesem kleinen, aber so außergewöhnlichen Bereich des Sports immer noch seinen festen Platz.

So wie für die Zelluloidartisten von der Lebenshilfe in Oberhausen. Eine eingeschworene Truppe, die seit Jahren regelmäßig ausfliegt, um an den Tischtennisplatten Medaillen zu sammeln. Ob nun bei den Landesmeisterschaften, bei den Deutschen Meisterschaften, bei den Special Olympics, oder sogar bei den Weltmeisterschaften. So wie einst im Juni 1995 in Charleroi in Belgien. Und während Hans Abel über die Erfolge seiner Schützlinge berichtet, hat er wieder dieses Funkeln in den Augen, die ihn seit mittlerweile 78 Jahren durch sein Leben führen. „Da krieg‘ ich jetzt noch Gänsehaut“, sagt Abel, obwohl diese WM jetzt schon so viele Jahre zurückliegt. Aber die Special Olympics gibt es alle zwei Jahre, und da betreut er seine Schützlinge seit 1995 regelmäßig.

Special Olympics Deutschland (SOD) ist die deutsche Organisation der weltweit größten, vom Internationalen

Olympischen Komitee (IOC) offiziell anerkannten Sportbewegung für Menschen mit geistiger und mehrfacher Behinderung. Im Jahr 1968 von Eunice Kennedy-Shriver, einer Schwester von US-Präsident John F. Kennedy, ins Leben gerufen, ist Special Olympics heute mit nahezu 5 Millionen Athleten in 170 Ländern vertreten. Und dass die Aktiven dort immer und regelmäßig die Fahnen der Lebenshilfe Oberhausen hochhalten und mit Medaillen dekoriert werden, ist ein Verdienst von Hans Abel, einem Tischtennisverrückten aus Königshardt, der durch sein jahrzehntelanges, ehrenamtliches Engagement für die Menschen mit Behinderung Oberhausener Sportgeschichte geschrieben hat.

Aber nun mal schön der Reihe nach: Es war im Jahr 1982, als der damals 42-jährige hauptberuflich als Tischlermeister für die Behindertenwerkstatt bei der Lebenshilfe verantwortlich war. Sein Hobby schon damals: Tischtennispielen. Und das hat er gleich in mehreren Vereinen ziemlich erfolgreich getan.

„Mein Antrieb ist, dass ich die Menschen durch den Sport positiv verändern kann. Meine Schützlinge bekommen dann ein ganz anderes Selbstbewusstsein und so auch mehr Lebensfreude.“ Hans Abel

Im Jahr 1984 kam er dann: der Wink des Schicksals. Könnte aber auch ein Zeichen des Herrn gewesen sein! Bei Umzugsarbeiten in den Räumlichkeiten der Lebenshilfe an der Ebersbachstraße war auch mal Aufräumen in einem der Kellerräume angesagt. Und da stand sie plötzlich vor ihm, verstaubt und irgendwie lieblos hinter irgendwelchen Kisten an die Wand gestellt: eine Tischtennisplatte. „Keiner wusste wem die gehörte, keiner wusste, wie sie in diesen Keller gekommen war“, erinnert sich Abel, der da gleich eine geniale Idee hatte und genau das tat, was er tun musste. Das Materiallager wurde umgeräumt und so wurde Platz geschaffen. Platz für diese Tischtennisplatte. Seit dieser Zeit gibt es bei der Lebenshilfe den Pausensport. „Da wurde und wird regelmäßig dran gespielt mit einem erfreulichen Nebeneffekt: jeder bewegt sich, wobei dann auch noch auf eine spielerische Art Aggressionen abgebaut werden“, weiß Abel. Aber das war erst der Anfang einer vielleicht einmaligen Erfolgsgeschichte.

Hans Abel (Mitte)
im Kreise seiner
Schützlinge



Aus einer Platte wurden schließlich drei Platten, an denen im Gymnastikraum dann regelmäßig gespielt wurde – pardon, es wurde inzwischen richtig trainiert – heute sogar zweimal in der Woche – und das Training übernahm natürlich Hans Abel. Aus den „arbeitsbegleitenden Maßnahmen“ sind so die ersten Vergleichskämpfe gegen andere Mannschaften geworden. Zu den ersten Gegnern gehörte übrigens ein Prominenten-Team, u. a. mit dem damaligen Oberhausener Oberstadtdirektor Burkhard Drescher und weiteren Vertretern der Stadtspitze. Abel erinnert sich: „Muss ich mich eigentlich extra umziehen“, hatte ihn Drescher vor dem ersten Ballwechsel gefragt. Das Stadtoberhaupt hätte sich besser ganz warm anziehen sollen. Denn die Abel-Schützlinge waren inzwischen so gut geworden, dass sie ihren Gegenspielern stets eine kostenlose Lehrstunde erteilten. „Du musst gegen den einen kurzen Aufschlag machen“, hatte Abel seinem Schützling Dirk Meinike damals geraten. Ein ganz raffinierter Schachzug

des Lehrmeisters: Denn dann ist Drescher von Meinike mal eben mit 21:2 und 21:3 von der Platte gefegt worden – aber das nur kurz am Rande bemerkt.

Danach waren weitere Vergleichskämpfe und regelmäßige Trainingseinheiten an der Tagesordnung. Und es ging weiter aufwärts. Bei einem Sichtungsturnier in Essen – Abel stand inzwischen als offizieller Tischtennis-Übungsleiter neben seinen Schützlingen an der Platte – sorgte sein Team erstmals richtig für Furore. Zwei Aktive aus seiner Mannschaft, das waren Thomas Walsch und Dirk Meinike, wurden für die NRW-Auswahl nominiert. Und auch da waren sie so gut, dass sie nur wenig später in die Nationalmannschaft befördert wurden. Auch da hieß der Trainer und Betreuer Hans Abel, der sein Team nun auf die Weltmeisterschaften in Charleroi in Belgien vorbereitete.

„Eigentlich haben wir uns keine echten Chancen ausgerechnet. Aber nach Siegen gegen Portugal (4:3), Brasilien

(7:0) und Tschechien (4:3) standen wir plötzlich im Halbfinale. Da trafen wir auf die Engländer, und auch die haben wir mit 5:2 besiegt. Das war ein unglaubliches Erlebnis“, so Abel. Danach wurde lediglich das Finale gegen Polen verloren, und nach diesem Turnier hat er seine Schützlinge persönlich wieder zu Hause abgesetzt – als stolze Vizeweltmeister. Damals im Gepäck übrigens auch ein Fairness-Pokal. Den gab's für einen Vorfall im Match im Halbfinale gegen England: Ein Engländer musste da in einem Match – den Sieg mit einer 20:14-Führung im zweiten Satz dicht vor Augen – nach einem Krampf-Anfall aufgeben, so dass der Punkt eigentlich an die deutsche Auswahl gegangen wäre. Abel aber bestand darauf, dass dieser Punkt den Engländern angerechnet werden sollte. Diese sportlich faire Geste wurde von der Turnierleitung schließlich mit dem Fairness-Pokal belohnt.

Frank Brands, Leiter der Lebenshilfe-Sportabteilung über Abel: „Dirk Nowitz-

Immer wieder gibt der
Lehrmeister wichtige
Tipps



ki hat einmal gesagt: ‚Wenn du alles gibst, kannst du dir nichts vorwerfen‘ – dies trifft auch auf Hans Abel zu. Er war und ist ein großer Motivator für die Aktiven der Tischtennisgruppe der Lebenshilfe Oberhausen. Ob Sieg oder Niederlage, Hans Abel hat ein Gespür dafür, wann seine Spieler aufgebaut werden müssen und wann man gemeinsam mit ihnen feiert. Er ist mit ganzem Herzen dabei. Ob bei den Landesmeisterschaften, den Deutschen Meisterschaften oder bei den Special Olympics, Hans Abel war immer ein Garant dafür, dass das Lebenshilfe-Team so viele Titel gesammelt hat. Die Lebenshilfe und natürlich auch die Aktiven der Tischtennisgruppe sind stolz darauf, so einen versierten Trainer zu haben.“

In der Mannschaftswertung belegte die Lebenshilfe Oberhausen bei den Deutschen Tischtennis-Meisterschaften seit 2012 übrigens sechs Mal in Folge den ersten Platz, und so ganz nebenbei gab es noch unzählige Einzeltitel für Miriam Jörgens, Angelika

Peters, Dirk Meinike und Dennis Lehn sowie etliche Treppchen-Plätze bei allen Wettbewerben. Und immer hieß der Vater dieser Erfolgsgeschichte Hans Abel. Und damit ist die Tischtennis-Mannschaft die mit Abstand erfolgreichste Abteilung überhaupt bei der Lebenshilfe. Fortsetzung folgt....

„Die Erfolge sind natürlich erfreulich. Mein Antrieb ist, dass ich die Menschen durch den Sport positiv verändern kann. Meine Schützlinge bekommen dann ein ganz anderes Selbstbewusstsein und so auch mehr Lebensfreude“, so Abel. Fazit: unbezahlbar!

Wer ist die Lebenshilfe?

Gegründet wurde die Lebenshilfe 1958 vom heutigen Ehrenvorsitzenden Dr. Tom Mutters, betroffenen Eltern und Fachleuten als gemeinnütziger Verein. 13 Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft mit der Ermordung von mehr als 200.000 behinderten Menschen bedeutete dieses Engagement einen Neuanfang für die Gesellschaft. Heute gehören der Lebenshilfe 135.000 Mitglieder an, die in 527 Orts- und Kreisvereinigungen der Lebenshilfe organisiert sind.

Was will die Lebenshilfe?

Ziel der Lebenshilfe ist das Wohl von Menschen mit geistiger Behinderung und ihrer Familien. Sie setzt sich dafür ein, dass behinderte Menschen von der Kindheit bis ins Alter so normal und selbständig wie möglich leben können und dass ihnen die Hilfen und Unterstützungen gegeben werden, die sie dazu brauchen. Die Lebenshilfe wendet sich gegen Benachteiligung und Ausgrenzung und setzt sich ein für Akzeptanz, Respekt und Anerkennung. Die Lebenshilfe möchte verdeutlichen, dass geistige Behinderung ein Ausdruck der Vielfalt menschlichen Lebens ist, die den Wert eines Lebens in keiner Weise herabsetzt.

WAS UHREN ZU ERZÄHLEN HÄTTEN

**Jeder Zeitmesser
hat eine Geschichte.
Die Uhrmacher-
Meister bei Schmiemann
kennen einige davon.
Ein altes Handwerk
in modernen Zeiten.
Und ein Stück
Luxus an einem
ungewöhnlichen Ort.**

Von Denise Ludwig



Erwecken alte und defekte Uhren wieder zum Leben: die Uhrmacher-Meister Jürgen Leemhuis und Andreas Napiorkowski (vorne).



FOTOS: WALLHORN (5), PRIVAT (1)

Für einen kurzen Augenblick steckt der Besucher fest. Die gläserne Tür hinter ihm muss sich erst komplett schließen, bevor sich die vor ihm öffnet. Nach 47 Einbrüchen braucht die Familie Schmiemann diese Erfahrung nicht noch einmal und sorgte für ein ausgefeiltes Sicherheitssystem, zu dem diese Schleuse zählt. Hier an der Elsässer Straße gibt es Luxus pur, während um die Ecke auf der Marktstraße etliche Billigläden und Ein-Euro-Shops zu finden sind. Eine kleine Insel, zu der Menschen eine Zeitreise unternehmen. Ein Paradies für diejenigen, für die eine Uhr nicht nur eine Uhr ist. Aber dazu später mehr. Die Tür zur Werkstatt öffnet sich. Ein leichtes Klappern als ob chinesische Ess-Stäbchen aneinander stoßen dringt ans Ohr. Das Mobiliar ist weiß, Monitore, Lampen, Lupen stehen auf Schreibtischen und Schränken. Das Gehirn fühlt sich ganz leicht an einen Zahnarztbesuch erinnert. Doch auf den Be-

handlungstischen liegen keine Zähne, höchstens Zahnräder. Drei Uhrmacher beugen sich über ihre zu behandelnden Objekte, schrauben, ziehen, bürsten, fegen, saugen. Es muss sauber sein, Staubkörnchen sind fiese Gesellen. Hier in der Werkstatt von Uhren Schmiemann wird ein uraltes Handwerk praktiziert: die Uhrmacherei. 20, 30, 40 Jahre alte Uhren werden hier gewartet, repariert, poliert – kurzum: wieder zum Leben erweckt.

Die Experten für die Wiedergeburt sind die Uhrmacher-Meister, die hier arbeiten. Inhaber Axel Schmiemann und sein Geschäftsführer Hartmut Bardenhorst selbst haben das Handwerk von der Pike auf gelernt. Mit Jürgen Leemhuis und Andreas Napiorkowski sind zwei weitere Meister in der Werkstatt beschäftigt. Und Marius Sprenger ist ihr Geselle. Die eingerahmten Meisterbriefe aus aktuellen und vergangenen Tagen zieren die Wände der Werkstatt neben so mancher Wanduhr.

Eine Geschichte taucht immer wieder auf, wenn man Uhrmacher danach fragt, woher ihr Interesse an diesem Beruf rührt. „Ich habe als Kind alles auseinandergenommen und wieder zusammen gebaut“, sagt Andreas Napiorkowski. Ein grundsätzliches Interesse an Mechanik also. Doch ein Uhrmacher muss auch die Fähigkeit haben, sich lange konzentrieren zu können. Mit winzigen Teilchen haben sie zu tun. „Eine Situation gibt es in der Uhrmacher-Werkstatt häufig“, sagt Andreas Napiorkowski und lächelt dabei verschmitzt geheimnisvoll. Welche denn nun? „Uhrmacher unter dem Tisch!“ Uhrmacher unter dem Tisch? „Weil Teile heruntergefallen sind und gesucht werden“, erklärt er der stutzigen Fragestellerin lachend. „Dann heißt das Kommando: Keiner bewegt sich!“ Uhrmacher-Humor.

Ja, es geht nett zu, Scherze gibt es immer wieder. Aber vor allem gibt es viele Geschichten, die die Uhren und



ihre Besitzer erzählen. Zum Beispiel die von einem Mann, der sich seine Uhr 1970 von seinem ersten Gehalt gekauft hat. Aber sie läuft nicht mehr. „Es gibt noch alle Ersatzteile“, sagt Jürgen Leemhuis. Die gibt es, weil Schmiemann zertifiziert ist. Sonst sei es oftmals nicht möglich, an die wichtigen Teile zu kommen, erklärt Roland Wiese, der die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit für Schmiemann macht. Für diese Zertifizierung investiere Schmiemann viel Geld und Zeit, die Uhrmacher müssen Seminare und Fortbildungen besuchen, bestimmtes technisches Zubehör muss für die Werkstatt beschafft werden, erklärt Wiese. Das macht die Werkstatt für die Meister auch so attraktiv.

Andreas Napiorkowski kennt ganz andere Werkstätten, die „aus einem Tisch im Keller“ bestehen. Er schätzt die modernen Geräte. Auf einem Flachbildschirm werden die Handgriffe seines Kollegen Leemhuis in Großaufnahme



„Wenn die Uhr wieder tickt und lebt, dann ist das ein gutes Gefühl“, sagen die beiden Uhrmacher-Meister.

übertragen. Den Monitor hat Schmiemann angeschafft, um interessierten Gästen das Uhrmacherhandwerk aus der Nähe zu zeigen. Regelmäßig werden hier Werkstatt-Führungen angeboten. Zurück zu der Uhr von 1970. Leemhuis hat sich die Uhr vorgenommen, repariert, poliert. „Wenn die Uhr wieder tickt und lebt und wenn man dann in das glückliche Gesicht des Mannes schaut, das ist ein gutes Gefühl“, sagt der Uhrmacher-Meister. Jede Uhr habe eine Geschichte, meint er. Und ein persönliches Zeichen, wenn ein Uhrmacher Hand angelegt hat. Einmal hat Andreas Napiorkowski einen Zeitmesser repariert und dabei festgestellt, dass sein Meister, der ihn ausgebildet hat, die Uhr zuvor bearbeitet hatte. Da werden Erinnerungen wach.

Ein Stück Geschichte ist auch in der Fußgängerzone selbst zu sehen. Neben dem Lichtburg-Kino, dort, wo das ursprüngliche Uhren- und Schmuckgeschäft Schmiemann einst stand, steht in einer Vitrine ein altes Turmuhrwerk. Das hat Walter Schmiemann, der Vater vom heutigen Inhaber Axel Schmiemann, einst selbst restauriert. Doch die schönste Geschichte von allen hat Andreas Napiorkowski zu erzählen. Dazu müssen wir zurück ins Jahr 1947 reisen.

Der Schweizer Expeditur Robert Kappeler Abbotabad will den damals 7788 Meter hohen Rakaposhi, ein Teil des Himalaya-Gebirges, bezwingen. Von diesem Abenteuer könnte eine Rolex, genauer eine Rolex Oyster Perpetual, erzählen, wenn sie denn sprechen könnte. „Zur Erinnerung an die Himalaya Expedition 1947“ ist im Deckel eingraviert. Um es kurz zu machen: Diesen Gipfel hat Kappeler trotz mehre-

rer Versuche nicht erreicht, das Wetter machte ihm einen Strich durch die Rechnung. Erst 1958 soll es Expedituren gelungen sein, den Gipfel des Karakorum zu erreichen.

Die Uhr als Zeuge der Expedition wandert in die Familie eines befreundeten Bergsteigers von Robert Kappeler. Die Zeit hinterlässt Spuren, die Uhr bleibt stehen. Sie soll repariert werden. Doch nach für den Besitzer unbezahlbaren Kostenvoranschlägen sieht es düster aus – bis sich Andreas Napiorkowski aus Oberhausen der Sache im Jahr 2014 annimmt. Mehr als ein Jahr arbeitet er immer wieder daran, besorgt Ersatzteile. Er tüftelt so lange, bis das historische Schätzchen wieder läuft. Dieser Zeitpunkt ist Ende 2015 gekommen. Der Besitzer ist mehr als glücklich, viele Internetnutzer, die seine Geschichte in einem Internetforum verfolgt haben, sind begeistert. Viel Lob für Schmiemann und seine Uhrmacher. Andreas Napiorkowski macht das stolz.

Zu guter Letzt soll die eigentliche Geschichte, die von Uhren Schmiemann,

nicht unerwähnt bleiben. 1959 kommt Walter Schmiemann, ein Bauernsohn und gelernter Uhrmachermeister, aus dem Münsterland nach Oberhausen.

Er arbeitet bei Juwelier Louis Brandt, macht sich aber schon nach wenigen Monaten mit einem Geschäft auf der Elsässer Straße selbstständig. Das Geschäft ist dort, wo sich heute der Eingang zur Lichtburg befindet. Er lernt die Einzelhandelskauffrau Christa Maria Rudolf kennen, ein Jahr später wechselt sie von Juwelier Balke als Verkäuferin zu Schmiemann – und heiratet ihn drei Jahre später. Die Familie wächst – zwei Söhne und eine Tochter kommen zur Welt. 1970 erhält Walter Schmiemann die Rolex-Konzession. 1993 beendet Axel Schmiemann seine Ausbildung zum Betriebswirt des Handwerks, wird Optiker- und Uhrmachermeister. Er arbeitet im elterlichen Betrieb mit, eröffnet ein eigenes Uhren- und Schmuckgeschäft an der Ecke Markt-/Elsässer Straße und später im Jahr 2013 das – gut gesicherte – Geschäft für hochpreisige Uhren. Ein Stück Luxus in Oberhausen.



Leitet heute den Familienbetrieb: Inhaber Axel Schmiemann

Am Rande des Holtener Bruchs betreibt das junge Ehepaar Sabrina und Dirk Wischmann ein Gartenunternehmen mit Staudenkulturen.

5,3
Milliarden Euro kostet
der Emscher-Umbau
insgesamt



DER NORDEN MACHT SICH SCHICK

Millionen für die Stadterneuerung in Osterfeld und Sterkrade

Von Michael Bresgott

Ein strahlender Sommertag im Schatten der St.-Pankratius-Kirche. Altpropst Karl Wehling schaut freundlich lächelnd vorbei, während Mädchen und Jungen aus den fünf katholischen Kitas der Pfarrei am plätschernden Brunnen unter dem Motto „Spiel! Platz ist überall!“ nach Herzenslust toben: eine Osterfelder Szenerie wie aus dem Bilderbuch, die gut zur gegenwärtigen Aufbruchsstimmung im Stadtteil passt.

Am 22. September 2016 übergab die damalige Regierungspräsidentin Anne Lütke den Förderbescheid zur „Sozialen Stadt“ auf der Gildenstraße an Oberbürgermeister Daniel Schranz. Investitionen von über 20 Millionen Euro kann Osterfeld in den nächsten Jahren erwarten. Workshops haben bereits stattgefunden, Bürgerideen werden gesammelt, und an der Gildenstraße hat seit dem Frühjahr 2017 das Stadtteilbüro geöffnet, um mit den Menschen ins Gespräch zu kommen.

Stadterneuerung prägt den Stadtnorden, denn nicht nur Osterfeld, auch Sterkrade

profitiert von der „Sozialen Stadt“. Hier sind die Stadtteilmanager mit ihrem Projektbüro an der Gartenstraße beheimatet. Auch rund um Bahnhof- und Steinbrinkstraße hat es bereits viele Workshops und Ortsbegehungen gegeben. Die Ideen-Listen sind hier genauso lang wie in Osterfeld: Ein schmucker, generationenübergreifender Quartiersplatz entsteht an der Gartenstraße. Sterkrade als Standort der Gesundheitsbranche soll gestärkt werden. Der Volkspark soll besser an die Mitte angebunden werden. Im Zuge des Betuwe-Ausbaus werden auch der Bahnhof und sein Umfeld ein neues, zeitgemäßes Gesicht erhalten. Und neue Identifikationsmöglichkeiten sollen geschaffen werden – der Sterkrader Rabe soll als Wappentier sichtbarer werden und könnte, so eine Idee, zum Beispiel auf dem Kleinen Markt einen repräsentativen Platz erhalten.

Oberhausen – das ist ein Stadtpuzzle mit den drei großen Teilen Alt-Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade. Ein Puzzle, das erst spät zusammenfand, denn da schrieb man schon das Jahr 1929. Die wilden Zeiten der ersten

Industrialisierung waren da längst vorüber. Unten im Süden war an der Köln-Mindener-Eisenbahn ein mächtiges Alt-Oberhausen entstanden, das seine Sogwirkung auf den direkt benachbarten Norden jenseits des Kanals unerbittlich entfaltete. 1913 hatte Sterkrade die Stadtrechte erhalten, 1921 wurde Osterfeld eine eigene Stadt. Die eigenen Rathäuser an der Steinbrinkstraße und an der Bottroper Straße zeugen heute noch von dieser Ära. Doch schon im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, das für die Kohle- und Stahlstadt Oberhausen noch so viele tiefe Krisen und Einschnitte bringen sollte, war's mit der eigenen Stadtherrlichkeit im Norden wieder vorbei: Das prägt bis heute!

Die Osterfelder blicken gern nach Bottrop und sehen sich nach wie vor als Westfalen. Die Sterkrader schauen gern auf den Niederrhein, auf Wesel und Dinslaken. Und der Rhein-Herne-Kanal kann im Falle des Falles für die Menschen beider Stadtbezirke ein schier unüberwindliches, psychologisches Hindernis sein: „Was soll ich denn da unten in Alt-Oberhausen?“ Diesen Satz hört man im Stadtnorden immer

Emscher-Renaturierung
im Holtener Bruch



Ein neuer Lebensmit-
telmarkt für Osterfeld.
– Bunt ist Vielfalt:
Fassadengestaltung
in der Osterfelder
Greenstraße.



wieder, mit einem Hauch von Separatismus in der Stimme gesprochen. Einer, der den Stolz im Stadtnorden auf sympathische Weise verkörpert, ist der Osterfelder Bezirksbürgermeister Thomas Krey. „Ich bin hier geboren, ich kenne hier alles von klein auf“, sagt er. Wer mit dem Sozialdemokraten einen Rundgang durch den Stadtbezirk unternimmt, wird ganz schnell zum Osterfeld-Fan. Wir schlendern durch die beschauliche Greenstraße, und Osterfeld entfaltet hier plötzlich einen überraschenden Charme: Wenige Meter entfernt von zentralen Verkehrsachsen wie der Bottroper Straße oder der Vestischen Straße lebt es sich ruhig und angenehm. Thomas Krey freut sich auf die kommenden Jahre der Stadterneuerung und auf eine erneuerte Osterfelder Mitte, die an ihre historische Anziehungskraft anknüpft. Schließlich gibt es hier schon seit 140 Jahren einen Wochenmarkt.

Überhaupt sind die Bezirksbürgermeister für den Oberhausener Norden wichtige Identifikationsfiguren und Ansprechpartner. Das gilt ebenso für Ulrich Real, der in Sterkrade eine Vielzahl von Foren und Diskussionen begleitet und täglicher Ansprechpartner für die Menschen ist. Osterfeld, Sterkrade, Alt-Oberhausen – das Drei-Teile-Puzzle Oberhausen hat noch viel mehr Unterteilchen. Zu Osterfeld gehören zum Beispiel Tackenberg und Klosterhardt; zu Sterkrade der gesamte Nordwesten mit dem Oxea-Chemiewerk, mit Holten und Biefang. Wenn es um das Thema Ökologie geht, setzt der Stadtnorden Maß-

stäbe für die ganze Region, ja für die Welt: Das Holtener Bruch wird in den nächsten Jahren zum Schmuckstück der Emscher-Renaturierung, wo sich der vom Abwasser befreite Fluss kurvenreich den Weg gen Westen bahnt.

Der 12. Juni 2017 war ein historischer Tag für den Oberhausener Norden: Der Name des Stadtteils Biefang erschien unter der Schlagzeile „Historischer Durchbruch“ sogar in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) – und das aus gutem Grund. Einer der wichtigsten Momente beim Emscherumbau ging in rund 40 Metern Tiefe über die Bühne, als zwei Tunnelbohrmaschinen für den Abwasserkanal Emscher ihren Zielschacht erreichten. Bereits seit 1992 läuft der Emscher-Umbau in der Region. Rund 5,3 Milliarden Euro werden alles in allem investiert. Ende 2020 wird die Emscher vom Abwasser befreit sein. Aus Biefanger Tiefen heraus wurden im Sommer 2017 Höchstsummen bewegt, als der Emscherumbau hier die Unterstützung der Europäischen Investitionsbank (EIB) erhielt. Die EU-Förderbank stellte der Emschergenossenschaft am 13. Juli einen weiteren Darlehensrahmen von 450 Millionen Euro für die Neugestaltung des Flusssystems zur Verfügung. Werner Hoyer, Präsident der EIB, und Uli Paetzel, Vorstandsvorsitzender der Emschergenossenschaft, trafen sich nicht in einem sterilen Hochhausbüro der Essener City, sondern sie unterzeichneten den Vertrag ganz unten vor spektakulärer Kulisse – in der 45 Meter tiefen Baugrube für das Pumpwerk Oberhausen.

Wer die künftige Idylle des Oberhausener Nordwestens schon jetzt erkunden will, sollte an einem schönen Tag zum Beispiel Sabrina und Dirk Wischmann besuchen. Das junge Ehepaar betreibt an der Küperstraße direkt am Rande des Holtener Bruchs ein Gartenunternehmen. Staudenkulturen gibt es hier, alles mit Liebe gepflegt. Eine Szenerie, die das Auge verwöhnt. Pappeln wiegen sich im Wind, Staudenblüten tanzen im Sonnenlicht, das hohe Gras im Holtener Bruch bettet das Panorama in ein dunkles Grün. Sabrina Wischmann ist gebürtige Schweizerin aus dem schönen Kanton Luzern, wo Bergspitzen eine idyllische Landschaft umrahmen. Doch auch hier im flachen Oberhausener Emscherland gefällt es ihr. Sie freut sich auf die kommende Emscher-Renaturierung im Holtener Bruch, denn dieses Projekt ist wie gemacht für ihre ökologische Staudenpracht: „Alle angebotenen Pflanzen sind bei uns von Hand vermehrt und gewachsen.“ Da wartet man ja beinahe schon darauf, dass sich die vier Flügel der Windmühle in Holten wieder drehen – jene Mühle, die anno 1838 von Mühlenmeister Heinrich Brahm errichtet wurde und die als ein Holtener Wahrzeichen gilt, wovon auch die Denkmalschutzplakette an den 1,60 Meter dicken Mühlenwänden zeugt.

Von St. Pankratius bis zur Holtener Mühle, von Osterfeld bis zum Emscherbruch: ganz schön vielseitig dieser Stadtnorden, der sich gerade so facettenreich erneuert, dass nicht nur Altpropst Wehling so manchen Grund zum Lächeln hat.

EIN SCHATZ VON UNBEKANNTEN WERT

Im Historischen Archiv der Stadtparkasse Oberhausen befindet sich eine der größten Notgeldsammlungen Deutschlands

Von Gustav Wentz

Herr des Archivs und Hüter des Schatzes: Richard Große-Katthöfer.



FOTOS: THOMAS

Nein Leitz-Ordner, prall gefüllt mit Geldscheinen – zwischen 5000 und 6000 Stück, gezählt hat schon lange niemand mehr, vielleicht sind sie nie gezählt worden. Der Wert der Sammlung ist kaum zu beziffern, betrüge er nur ein Prozent der aufgedruckten Geldwerte, man würde zum Krösus, denn sie zeigen Millionen und Milliarden und Billionen, manchmal auch nur Pfennige. Die Notgeldsammlung im Historischen Archiv der Stadtparkasse Oberhausen ist ein Schatz, der noch zu heben ist. Ziemlich im Dunkeln liegt nämlich die Geschichte der Sammlung, von der Kenner sagen, sie sei die umfangreichste ihrer Art in Deutschland. Aus zwei

Quellen speist sich die Sammlung: Der ehemalige Vorstandsvorsitzende Paul Peter Helten vermachte der Stadtparkasse eine Sammlung von Notgeld, das vorwiegend aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet stammte, während eine Sparkassen-Mitarbeiterin eine Kollektion hinterließ, die alle Teile des damaligen Deutschen Reiches umfasste. Richard Große-Katthöfer ist seit vielen Jahren Leiter des Historischen Archivs und kennt die Sammlungen, die bislang nur selten und noch nie komplett der Öffentlichkeit gezeigt worden sind. Und er kann was zur Entstehung und Begrifflichkeit von „Notgeld“ sagen: „Notgeld war ein Ersatzzahlungsmittel in Kriegs- und Notzeiten.“ Heute denkt man sofort an die „Galoppierende Infla-

tion“ der Jahre 1922/23, als die Scheine über Nacht immer höhere Beträge anzeigten, für die man am Ende des Tages kaum das erhielt, was man sich am Morgen versprochen hatte. Notgeld allerdings ist älter: Schon im 16. Jahrhundert griffen Gemeinden zu anhaltenden Belagerungszeiten, wenn das Metall zur Herstellung neuer Münzen tatsächlich so gut wie ausgegangen war, zu billigen Varianten wie Nickel und ließen daraus Geld fertigen. Im Deutschen Reich tauchte Notgeld während des Ersten Weltkrieges wieder auf. „Papiermünzen“ ersetzten Geldmünzen, die auf Geheiß der Generalität von der Kriegswirtschaft zur Herstellung von Waffen und Munition eingezogen worden waren.

Die Situation blieb nach Kriegsende prekär, und allorten entstanden Geldscheine, deren Herausgeber meist Städte und Gemeinden, aber auch Straßenbahngesellschaften, Sportvereine und vor allem große Firmen waren. Das Material war unterschiedlich: meist natürlich Papier, aber in Meißen etwa gab's Porzellangeld, in Bielefeld Geldscheine aus Leinen, aber auch aus Seide – mit brokattem Rand. Solche kuriosen und geradezu eleganten Varianten wurden auf dem Höhepunkt der Inflation natürlich nicht mehr hergestellt. Da kamen auch die Druckereien – 135 waren allein von der Reichsbank beauftragt, daneben ließen die Städte und viele andere drucken – nicht mehr nach, weswegen für eine relativ kurze Weile die Stempel mit den ganz vielen Nullen in Gebrauch kamen.

„Die Faszination einer Notgeldsammlung“, meint Richard Große-Katthöfer, „beruht auf der Vielfalt der Gestaltungsideen und Gestaltungsverfahren.“ Von



Notgeld aus edler Seide (oben: Bielefeld) und normalem Papier aus Oberhausen und Sterkrade.



Im Archiv-Eingang liegen in einer Vitrine Notgeldscheine aus dem ganzen Deutschen Reich nach dem 1. Weltkrieg.

Osterfeld in Westfalen macht sich lustig über die „Mitgiftjäger“
Bottrop, Oberhausen
und Sterkrade.



verschiedenen Materialien war schon die Rede, verblüffend ist noch heute die Vielzahl von Ideen zur Illustration der Scheine. Aus unserer Region sind die Notgeldscheine der damals noch selbstständigen Stadt Osterfeld in Westfalen bekannt und alle Jahre wieder auch Gegenstand von Berichten in der Lokalpresse: Da gab es einen Satz mit der Darstellung der Sage um die Burg Vondern, und es gab einen Satz, der sich schon Jahre vor der kommunalen Gebietsneuordnung des Jahres 1929 mit dem Thema auseinandersetzte – in witzigen Reimen und unter Verweis auf die Nachbarstädte Sterkrade und Oberhausen. Ähnliches lässt sich aus dem ganzen Reichsgebiet berichten. Die Vermutung ist nicht abwegig: Eine wissenschaftliche Aufarbeitung der sorgsam sortierten und sorgfältig aufbewahrten Sammlung würde sich auch und gerade unter lokal- und regional-historischen Aspekten sicher lohnen.

Ein wichtiger Mann: Paul Peter Helten

Man darf sich bei der Beschäftigung mit dem Thema auch mit der Person Paul Peter Helten beschäftigen, ist sie doch heute so gut wie unbekannt.

Dabei war Helten so wichtig, nicht nur für die Sparkasse, sondern auch für die Stadt. Helten war der Mann, der nach dem Krieg vom britischen Stadtkommando als Leiter der Sparkasse eingesetzt und 1958 erster Direktor der Stadtsparkasse wurde – bis 1958 war die Sparkasse als „Stadtamt 48“ ein Amt innerhalb der Stadtverwaltung, erst mit dem Sparkassengesetz von 1958 erlangte sie die (relative) Selbstständigkeit.

Helten war 1903 in Adenau/Eifel geboren, hatte bei der Sparkasse seit 1921 Karriere gemacht und war vom in Köln ansässigen Rheinisch-Westfälischen Sparkassenverband 1931 in den Revisionsdienst berufen worden, der ihn quer durchs Land brachte. Den Verband musste er auf Druck der Nazis Ende 1934 verlassen, fortan arbeitete er in der Industrie, vorwiegend für die Wanderer-Werke in Chemnitz, wohin er mit seiner Familie gezogen war. Die Wanderer-Werke waren berühmt nicht nur für Motorräder, sondern auch für Bürorechner – ihre Nachfolgefirma in der Bundesrepublik wurde von Nixdorf übernommen, wo wenig später die ers-

ten Sparkassen-Computer herkamen. Nach Kriegsende schlug Helten sich zunächst in Düsseldorf durch, wo er den Ruf nach Oberhausen erhielt und zum 1. Januar 1946 die Tätigkeit aufnahm. Beim Wiederaufbau kümmerte Helten sich rasch um den Aufbau eines Zweigstellennetzes und auch um eine neue Hauptgeschäftsstelle: Der Sitz an der Marktstraße geht auf seinen Einfluss zurück. Auch im Rheinisch-Westfälischen Sparkassen- und Giroverband war er – wie in der Industrie- und Handelskammer zu Essen – jahrelang stellvertretender Vorsitzender. Am 30. März 1966 wurde er als Vorsitzender des Vorstandes der Stadtsparkasse in den Ruhestand entlassen, sein Nachfolger war Heinz-Martin Peters.

Dessen Nachfolger, Wolfgang Flesch, hatte Helten noch persönlich kennengelernt, und er erinnert sich: „Der Herr Helten, das war ein richtiger Sparkassendirektor, geachtet, aber bei den Mitarbeitern hochgeschätzt.“ Nach seinem Tod kam die Sammlung als Nachlass über seine Tochter zur Stadtsparkasse. Wie gesagt, Forschung sollte sich lohnen.

KINOLEITERIN MIT HERZ UND TEAMGEIST

**Petra Rockenfeller liebt ihren Job als
Filmtheater-Managerin der Lichtburg**

Von Gudrun Mattern



Seit mehr als 22 Jahren ist Petra Rockenfeller Kinoleiterin des Lichtburg Filmpalasts. Ihren offiziellen Titel „Filmtheater-Managerin“ gebraucht sie selbst nie. 2018 ist „ihr“ seit 1931 bestehendes Traditionskino im Herzen der City zum 20. Mal Festival-Schauplatz der Internationalen Kurzfilmtage, die zuvor in der Luise-Albertz-Halle stattfanden. Der Wechsel ins Kino war damals für Petra Rockenfeller eine neue Herausforderung, die sie annahm und seither alljährlich mit Bravour meistert: Einmal im Jahr

Straße als kultureller „Leuchtturm“ der alten Mitte. „Kino ist eine Kulturform, die sich eigentlich jeder leisten kann“, sagt Petra Rockenfeller. Kino ist für sie „ein großartiges Gemeinschaftserlebnis“. Andere Welten erkunden, beeindruckende Schauspieler sehen, Regisseure bewundern, tolle Dialoge genießen, Spaß haben, Neues entdecken, Sichtweisen kennen lernen – Diskussionsstoff und Anregung für alle Altersgruppen. Nach einem guten Film könne man abheben und schweben, etwa wie nach einem Konzert oder dem Bilder-rausch einer Ausstellung. Kino verein-



Die „Lichtburg“: Seit 20 Jahren Festival-Schauplatz der Kurzfilmtage – Seit 22 Jahren Kinoleiterin: Petra Rockenfeller (r.)



ist der Lichtburg Filmpalast eine knappe Woche lang Treffpunkt für Cineasten aus aller Welt.

Während Petra Rockenfellers „Amtszeit“ hat sich das Kino stets weiterentwickelt, ohne seinen speziellen Charme einzubüßen. Der Filmpalast an der Elssässer Straße behauptet sich im „Kulturdreieck“ zwischen Theater und Ebertbad, Industriemuseum und Zentrum Altenberg, Druckluft, Gdanska am Altmarkt und dem K14 an der Lothringer

gasse alle Künste. Und das macht den Lichtburg Filmpalast erfolgreich, täglich ohne Unterbrechung von 14 Uhr bis Mitternacht.

Was Vorlieben, Erwartungen und Ansprüche angeht, erreicht das Innenstadt-Kino ein extrem breit gefächertes Publikum. Den Blockbuster gibt es dort ebenso wie den historischen Film-Klassiker im Original ohne Untertitel. Die momentan angesagtesten Filme laufen dort ebenso wie Entdeckungen

(noch) unbekannter Regisseure, Dokumentarisches oder Kurzfilm-Reihen. Der „Mix“, den der Lichtburg Filmpalast anbietet, ist ziemlich einmalig in der Kinolandschaft. „Wir können das, weil wir fünf Säle haben“, sagt Petra Rockenfeller. Als „mainstreamiges Arthaus“ bezeichnet sie das Angebot.

Fans hat der Lichtburg Filmpalast weit über Oberhausens Stadtgrenzen hinaus. Zu verdanken ist der Erfolg dem Engagement der Kioleiterin, „und dem meines Teams“, ergänzt sie sofort. 26 Mitarbeiter unterstützen sie, mehr als die Hälfte von ihnen ist fest beschäftigt. „Alle haben spezielle Schwerpunkte, Social Media- oder IT-Experte, Grafiker oder Technik-Spezialist, Kinder- oder Jugendkino – doch alle beteiligen sich auch am Service, bedienen, verkaufen Karten, räumen mit auf, pflegen den Kontakt mit dem Publikum.“

Wäre Petra Rockenfeller eine Politikerin, könnte man sie fragen, wie sie es anstellt, dass ihre Arbeit in Umfragen eine 99-prozentige Zustimmung der „Wähler“ erhält. Die Bewertung des Lichtburg Filmpalasts im Internet verrät nämlich schon viel von dem, wo es langgeht und was das Oberhausener Lichtburg-Kinoerlebnis auszeichnet: „Mein Lieblingskino in der Umgebung“, „Bestes Kino, beste Bedienung, immer lecker“, „Erstes Kino, in dem der Film zur angegebenen Uhrzeit auch tatsächlich anfängt, und man sich nicht durch 25 Minuten Werbung kämpfen muss“, „Mit richtiger Kino-Atmosphäre und gemütlichem, aber trotzdem modernem Charme“, „Personal super-freundlich und das Popcorn ganz frisch“, „Sehr kinderfreundlich“, „Preise im Gegensatz zu großen Multiplex-Kinos eher niedrig“, „Perfekt für einen schönen Abend“, „Genügend Beinfreiheit zwi-

schen den Sitzen“, „Kino zum Wohlfühlen“, „Kulturell ein Muss“, „Akzeptable Preise, gutes Kino, nette Mitarbeiter, gute Snacks“, „Sogar Pärchensessel“, „Klasse Programm“, „Herzstück der Innenstadt“, „Eine Institution, bestes Kinder- und Jugendprogramm“. Viel Lob ist das Resultat kontinuierlicher Arbeit und des richtigen Riechers von Petra Rockenfeller, die dem Kino den Drive gab und weiterhin geben will. „Mein größter Wunsch ist, dass sich das Kino immer weiterentwickelt. Ich darf hier schon sehr viel machen, habe super Mitarbeiter und ich liebe meinen Job.“ Als „echte“ Oberhausenerin weiß sie, wie etwas zu bewegen in dieser Stadt gelingt: „Immer nur gemeinsam. Die Stadt hat kein Geld. Und wenn du hier was machen willst, brauchst du Partner. Das wissen alle und deshalb funktioniert's.“

Es war ein geschickter Schachzug ihres Chefs, des Kino-Besitzers Jürgen Pesch, der ihre Karriere so richtig anschoß: „Er hat mich zu den Hofer Filmtagen angemeldet, um mir Zucker zu geben. Das ist ein Festival, das deutsche und etwas andere Filme präsentiert, Kurz- und Langfilme. Das hat mir gezeigt, wie vielfältig Kino sein kann. Es war eine tolle Stimmung dort, wir haben spannende Filme gesehen und Party gemacht. Als ich zurückkam, war ich voller Energie und vollgestopft mit Ideen. Und anschließend habe ich begonnen, das Programm zu verändern. Wir waren bis dahin ein reines Mainstream-Kino.“ Ein Schwerpunkt, auf den sie sich sofort stürzte, war das Kinder- und Jugendprogramm. Durch ihr Engagement wurde die Lichtburg Spielort der Kinderfilmtage im Ruhrgebiet.

Kino-sozialisiert wurde Petra Rockenfeller früh, schon als Kind genoss sie



BIOGRAFIE

Petra Rockenfeller kam 1966 „aus Versehen“ in Kassel zur Welt. „Ein Urlaubskind“, sagt sie. Ihre Mutter hatte noch nicht mit der Geburt gerechnet und war verweist. Petra besuchte die Grundschule an der Marienstraße und war ein sehr glückliches Hort-Kind. Nach der Hauptschulzeit an der Marktschule 1977 bis 1983 wechselte sie aufs Heinrich-Heine-Gymnasium und machte dort 1986 Abitur. Anschließend studierte sie „lange und gern“ an der Uni in Duisburg Germanistik, Geschichte und Erziehungswissenschaften mit dem Magister-Abschluss. Das Studium finanzierte sie durch Jobs, vorwiegend im Kino, während sie in einer WG wohnte. Im Mai 1995 übernahm sie die Kioleitung im Lichtburg Filmpalast. Mehr Kino-Fachwissen eignete sie sich im Fernstudium an und qualifizierte sich zur Filmtheater-Managerin. Betriebswirtschaftliche und steuerrechtliche Kenntnisse erwarb sie zusätzlich.



Petra Rockenfeller:
„Kino ist meine Home-
base“

es, ins Kino zu gehen, „mit Wiener Mandeln und Eiskonfekt“. Als Jugendliche gab sie viel Taschengeld fürs Kino aus und finanzierte ihr Studium – Germanistik, Geschichte, Erziehungswissenschaften mit Abschluss Magister – mit Jobs im Kino „Platzanweiserin, an der Kasse, Assistenz der Theaterleitung“. Als Twen war sie Fan der Filmothek

der Jugend, die damals parallel zu den Kurzfilmtagen in der Aula des Heinrich-Heine-Gymnasiums stattfand. „Ich rutschte immer mehr in den Kinobereich hinein.“ Im Fernstudium qualifizierte sie sich zur „Film- und Theatermanagerin“, belegte Kurse an einer Steuer-Fachschule, machte eine kaufmännische Zusatzausbildung.

„Kino ist ein großartiges Gemeinschaftserlebnis“ – hier im Rahmen der Internationalen Kurzfilmtage



Der Kinaus- und -umbau resultierte aus einem Projekt der Filmförderung NRW. „Die hatten die Idee, junge Architektur-Studenten und Kinoleute zusammenzubringen. 20 NRW-Kinos beteiligten sich, die Workshops wurden finanziell unterstützt. Unser Entwurf war einer der fünf, deren Realisierung mit EU-Geldern gefördert wurde. Wir brauchten mehr Platz, spürten ein Einknicken der Besucherzahlen durch die Konkurrenz im Centro.“ Das Ergebnis: „2002 waren wir dann das neue Kino. Darauf sind wir schon sehr stolz.“ Ganz wichtig war, dass während der Bauphase der Betrieb als „Baustellenkino“ weiterging. „Wir halten durch, war unser Motto, wir dürfen nicht einen Tag schließen, nicht jetzt, nicht in dieser Stadt.“

Um stets auf dem Laufenden zu sein, ist die Kinoleiterin viel unterwegs. Berlinale, Filmfest in München, Filmkunstmesse in Leipzig, Internationales Kinderfilm-Festival in Frankfurt, Dokumentarfilmfest in Barcelona. Fünf Langfilme an einem Tag anzusehen, ist für sie kein Problem „Es kommt aber auch drauf an zu erleben, wie Festivals mit ihrem Publikum umgehen.“ Für die Filmauswahl fürs eigene Kino sind eigentlich ganz einfache Fragestellungen wichtig: „Würde der Film mich interessieren und muss er auf der Leinwand gezeigt werden? Hat er ein interessantes Thema,

tolle Bilder und erzählt er eine gute Geschichte?“ Natürlich sind auch Trends, Stars und Oscars Auswahlkriterien. Viel hat sich getan im Kinogeschäft in den beiden letzten Jahrzehnten. „Die Zeit tickt schneller. Durch die Digitalisierung hat sich der Filmmarkt verändert.“ Die Film-Laufzeiten seien extrem kürzer geworden, was nicht unbedingt fürs Kinder- und Jugendkino gelte. Die Kinoleiterin ist selbstverständlich oft und lange im Netz unterwegs, kontaktiert Verleiher, sichtet Trailer, liest Filmkritiken. Ein halbes Jahr im Voraus weiß sie, was in den Sälen der Lichtburg gezeigt werden wird. Allerdings könne es durchaus passieren, dass sich ein Filmstart verzögere. Für die Jugendfilmtage „Aufgedreht“ und die Frauenfilmtage „Visuelle“ oder auch für Vorpremieren lädt sie Regisseure, Kameraleute und Schauspieler ein. Für die Zuschauer ist es immer ein zusätzliches Bonbon, am Ende der Vorstellung die „Macher“ kennen zu lernen. Mittlerweile ist Petra Rockenfeller so versiert, dass sie als Referentin gefragt ist. Während des Filmfestes in Venedig hält sie für die Internationale Confe-

deration of Art Cinemas ein Seminar über Kinder- und Jugendfilme für junge europäische Kinobetreiber. „Ich habe Hemmungen abgebaut und Fachausdrücke gelernt“, sagt sie zum Thema Seminarsprache Englisch. „Der Austausch mit engagierten jungen Leuten motiviert mich zusätzlich.“

Was macht die Kinofrau, wenn sie mal nicht im Kino ist? „Musik hören, ich gehe gern auf Konzerte, besuche Freunde.“ Ob Kulturnacht, Extraschicht oder Feierabendmarkt – Petra Rockenfeller ist durchaus auch in Oberhausen unterwegs. „Vor Weihnachten verbringe ich eine Woche auf Sylt. Die dafür eingeräumte Zeit ist ein Geschenk von meinem Team, damit ich mal abschalten und runterkommen kann.“ Filme auf dem Fernsehbildschirm zu sehen ist eher nicht ihr Ding. Sie bevorzugt die Kinoleinwand, obwohl sie natürlich Lieblingsfilme auf DVDs oder Blue Rays besitzt. „Ich gucke gern die Tageschau oder Tagesthemen, damit ich weiß, was außerhalb meiner Kinowelt passiert. Ich gebe schon zu, dass das Kino meine Homepage ist.“

In freien Momenten
greift Martin Meister
gerne in die Saiten.

FOTOS: WALDEN (3), PRIVAT (1)



DER CVJM: SEIT 150 JAHREN IMMER DA FÜR JUGENDLICHE

1867

Der erste Vorgänger des
Christlichen Vereins
Junger Menschen
wird gegründet

An der Marktstraße betreibt der Verein mit christlichen Wurzeln eine der zentralen Anlaufstellen für junge Oberhausener, die ihre Freizeit nicht alleine verbringen wollen. Für sozial benachteiligte Kinder gibt es seit 2005 einen Mittagstisch.

Von Marcel Sroka

Freizeiten im niederländischen Scharendijke, der Mittagstisch für benachteiligte Kinder an der Marktstraße oder das Fanprojekt für Anhänger von Rot-Weiß Oberhausen: Viele Projekte, mit denen der Christliche Verein Junger Menschen (CVJM) in Oberhausen inzwischen untrennbar identifiziert wird, wären zu seiner Gründung vor genau 150 Jahren noch undenkbar gewesen. „Damals hatte der Verein drei Zielrichtungen. So sollten die Mitglieder vor jeglicher Gefahr bewahrt werden, zudem ging es um die gegenseitige Annäherung und Hilfeleistung durch Wort und Tat“, erklärt Martin Meister, seit elf Jahren der Leitende Sekretär vor Ort. Große Bedeutung hatte 1867 auch der dritte Grundsatz, die „Förderung eines religiös-sittlichen Lebens“.

Der bedeutendste Unterschied zur heutigen Zeit wird im damaligen Namen des Vereins deutlich. Das „M“ in „CVJM“ stand nämlich nicht immer für „Menschen“, so wie heute, sondern für „Männer“. „Die Angebote zum Beginn des CVJM waren auf konfirmierte evangelische Jugendliche beschränkt“, so Meister. Diese Beschränkung ist heute nicht mehr denkbar.

Doch vor dem zeitlichen Hintergrund ist diese erklärbar. Schließlich war der Verein eng an die evangelischen Gemeinden im noch jungen Oberhausen angeschlossen – eigene Räume besaß der CVJM nicht, man traf sich meist in Gemeindehäusern, etwa an der Grenzstraße oder der Nohlstraße. Als erster Vorsitzender des „Christlichen Jünglingsvereins zu Oberhausen“ ist Pfarrer Theodor Roffhack überliefert, der bis

1901 in der evangelischen Gemeinde Oberhausen I tätig war.

In diesen ersten Jahren organisierten sich die Gruppen noch einzeln in den Gemeinden, bildeten dort etwa Männerchöre, Zitherchöre oder etwas später im 19. Jahrhundert auch schon gemischte Chöre, bei denen Mädchen erlaubt waren. Bis zum Jahr 1885 weiteten die Gruppen ihr Engagement aus, es kamen Turnabteilungen hinzu, ebenso wurden Sonntagsschulen und Bibelstunden angeboten. „Die Jugendlichen konnten auch auf eine kleine Bibliothek zugreifen mit Büchern und Magazinen. Die Idee dahinter war, dass sie so ihren Horizont erweitern konnten“, berichtet Martin Meister.

Nicht nur der Horizont der Jugendlichen wurde erweitert: Immer mehr Angebote kamen hinzu. Besonders beliebt waren schon damals die organisierten Jugendfahrten. Immens wichtig dabei: Die Unterstützung durch ehrenamtliche Gruppenleiter, vornehmlich selbst noch Jugendliche oder junge Erwachsene. „Es ging darum, Verantwortung zu übernehmen. Das konnten die Jugendlichen so selbst lernen und dadurch wachsen.“

Der erste bedeutende Einschnitt in der Geschichte der evangelischen Jugendarbeit war der Erste Weltkrieg. Viele junge Männer kehrten von den Schlachtfeldern im Westen oder Osten nicht zurück. Dennoch glückte es, die Jugendarbeit weiter auszubauen. Im Jahr 1929 gelang es schließlich, aus den bis dahin bestehenden neun Einzelvereinen in Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade einen übergreifenden Stadtverband zu gründen. Die größte Herausforderung

stand jedoch noch bevor, die Zeit des Nationalsozialismus.

Beispielhaft sind hierfür die Erfahrungen der Gruppe Oberhausen II zu nennen. Von der Zeit der „Bedrückung, aber auch der Bewährung“ ist in einer Chronik zu lesen. Nach und nach sei der Verein weiter zurückgedrängt worden. Der Zusammenhalt der Gruppe wuchs jedoch. „Bangen und Zagen kam über den Kreis, aber er hielt den Stürmen stand“, heißt es in einer Schrift über die Geschichte der evangelischen Jugendarbeit in Oberhausen. Gemeinsam wurde gesungen, etwa das Schutz- und Trutzwort von Ernst Moritz Arndt: „Auf, bleibet treu und haltet fest! So wird euch mehr gelingen. Wer sich von Gott nicht scheiden läßt, der kann die Hölle zwingen“, lauten die ersten Zeilen des Lieds.

Im Kirchenkampf stellte sich der CVJM auf die Seite der Bekennenden Kirche und versuchte, nationalsozialistische Einflüsse auf die Jugendarbeit abzuwehren. 1939 kam es schließlich zur gewaltsamen Auflösung der Gruppe Oberhausen II durch die Geheime Staatspolizei (Gestapo), zuvor hatte es bereits Verhöre, Hausdurchsuchungen und die Beschlagnahmung der Vereinsakten sowie des Vereinsheims gegeben. „Fortan sammelte Pfr. Munscheid das kleine und verschüchterte Häuflein in seinem Hause“, heißt es weiter in der Chronik. Viele Mitglieder, zwangsweise einberufen in die Wehrmacht, erlebten das Ende des Krieges nicht mehr mit.

Etwas holprig wurde die Arbeit in den Nachkriegsjahren wieder aufgenommen. Der CVJM wurde nun zukunftsfähig

Der Mittagstisch wurde 2005 im Rahmen der Aktion „Gemeinsam in Oberhausen“ vom damaligen Oberbürgermeister Klaus Wehling ins Leben gerufen.



aufgestellt. Um 1950 herum wurden die ersten hauptamtlichen Mitarbeiter eingestellt, finanziell war man in diesen Jahren jedoch nicht auf Rosen gebettet. „Man war auf Spenden und Mitgliedsbeiträge angewiesen“, so Martin Meister. Der Wunsch, ein eigenes Heim für den CVJM zu bauen, wurde immer stärker. Mitte des Jahres 1957 erfolgte schließlich die Grundsteinlegung für das Gebäude an der Marktstraße 150, in dem der Verein noch heute seine Heimat hat – 1958 erfolgte schließlich die Einweihung. „Das war etwas komplett Neues, dadurch sind die Aktivitäten deutlich angewachsen.“ Der CVJM öffnete sich weiter für die Stadtgesellschaft, die offene Jugendarbeit wurde ins Leben gerufen.

In den oberen Etagen des Gebäudes, über den Jugend- und Gruppenräumen, entstand ein Männerwohnheim. „Dort waren zunächst Lehrlinge, Auszubildende und Männer untergebracht, die in der Stahlindustrie arbeiteten“, berichtet Meister. Später fanden dort Gastarbeiter aus Italien, Griechenland oder Spanien eine Bleibe. Inzwischen leben dort 25 Männer, die ansonsten auf der Straße leben müssten.

Mit Stolz in der Stimme erzählt Meister, dass der Oberhausener CVJM einer der ersten Vereine in Deutschland war, der in seinem Titel das „Männer“ durch „Menschen“ ersetzte. „Unser Landesverband hatte da noch nicht den Mut, aus Männern Menschen zu machen. 1957/58 kamen in Oberhausen auch die Mädchen dazu, später wurden es dann gemischte Gruppen.“ Einen immer größer werdenden Anteil am Angebot des CVJM nahmen die Jugendfreizeiten ein. Es wurden Zeltlager abgehalten, es kamen jedoch auch Ferienhäuser in Italien (Ligurien) und in den Niederlanden (Scharendijke) hinzu. „In diesen Jahren füllten wir die Luise-Albertz-Halle mit den Nachtreffen zu den Jugendfreizeiten. Dort wurden Bilder gezeigt und die Jugendlichen konnten auch tanzen.“

Bis zur Jahrtausendwende blieb die Arbeit des CVJM stark auf Jugendliche fixiert. Durch den sozialen Wandel, gerade im Bereich der Innenstadt, wurde jedoch die Notwendigkeit gesehen, verstärkt auch Angebote für Kinder anzubieten, die eine Anlaufstelle benötigten und auch heute noch benötigen. 2005 wurde der Mittagstisch für sozial be-

nachteiligte Kinder gegründet. Er wurde 2005 im Rahmen der Aktion „Gemeinsam in Oberhausen“ vom damaligen Oberbürgermeister Klaus Wehling ins Leben gerufen.

Auch im Jahr 2017, inzwischen zwölf Jahre nach seiner Gründung, ist der Mittagstisch eine wichtige Anlaufstelle. „Der offene Ganztags in den Schulen wird ja weiter ausgebaut. Es gibt aber Eltern, die ihre Kinder nicht dorthin schicken, weil es ihnen zu teuer ist“, so Meister. Eben diesen Kindern wird beim CVJM ebenfalls eine Hausaufgabenbetreuung angeboten.

Wie würde Martin Meister nun heute das Profil des CVJM beschreiben? „Es geht uns darum, die Kinder und Jugendlichen in ihrer Entwicklung zu begleiten. Im Vordergrund steht dabei, respektvoll und tolerant miteinander umzugehen.“ Der Fokus habe sich ein wenig von der Jugendarbeit hin auf die Arbeit mit Kindern verschoben. „Aber wir sind weiterhin auch auf Jugendliche angewiesen, die sich bei uns als Ehrenamtliche engagieren.“ Weiterhin können Kinder und Jugendliche in den Ferien nach Scharendijke fahren – das Haus



▲ Der Vorstand des Vereins im Jahr 1911. Damals wurden 141 Mitglieder gezählt.
► Das Team des Oberhausener CVJM ist hochmotiviert.



in Italien wurde in der Zwischenzeit aufgegeben. „Wir wissen, wie wichtig es ist, dass man etwa als Kind mal für eine Woche rauskommt.“ Darum wird weiterhin versucht, preisgünstige Fahrten anzubieten. „Dabei sind wir natürlich auf Sponsoren angewiesen.“

Das Angebot des CVJM beschränkt sich nicht nur auf die Marktstraße, mit dem „Lifeline-Truck“ ist der Verein im gesamten Stadtgebiet aktiv. „Wir müssen auch vor Ort sein, nah an die Kinder und Jugendlichen herankommen.“ Deswegen ist der Truck mit seinem Spielangebot etwa regelmäßig auf dem Süd-

markt anzutreffen. Auch zahlreiche andere Vereine oder Parteien greifen auf den Truck zurück, so dass er auf fast keinem Fest in der Stadt fehlt.

Dass derzeit Politik und Verwaltung in Oberhausen bestrebt sind, die Kinder- und Jugendarbeit auszubauen, freut Martin Meister. „Ich bin sehr froh, dass es nun das ‚Place2Be‘ gibt.“ Eine Konkurrenz mit dem städtischen Jugendzentrum sieht er nicht, eher eine Ergänzung. „Insgesamt funktioniert die Vernetzung in Oberhausen“, schaut er positiv in die Zukunft.

Martin Meister

Martin Meister, der seit elf Jahren Leitender Sekretär des CVJM in Oberhausen ist, wird zum Ende des Jahres in den Ruhestand gehen. Meister, der 1954 in einem kleinen Dörfchen nahe der Loreley geboren wurde, wuchs in einem christlichen Elternhaus auf. Da sein Vater Lehrer war, zog seine Familie oft um. Bereits früh kam er mit der evangelischen Jugendarbeit in Berührung, lernte als Jugendlicher den CVJM kennen. Mit 16 Jahren wurde er das erste Mal Leiter einer Gruppe. Beim Bundesverband des CVJM in Kassel erhielt er schließlich eine Ausbildungsstelle, wurde Erzieher und Gemeindepädagoge. Während des Studium lernte er seine Frau kennen, die aus Oberhausen stammt. Über mehrere Stationen, etwa in Kaiserslautern, kam Meister schließlich zum Oberhausener CVJM und prägte diesen im vergangenen Jahrzehnt. Nun ist es Zeit für den Abschied, der aber nicht abrupt geschehen wird, da Meister noch bis Mitte 2018 für das RWO-Fanprojekt tätig sein wird. „Mein Nachfolger arbeitet bereits hier als Jugendsekretär.“ Den Ruhestand möchte Meister vor allem dazu nutzen, Freunde und Familie besuchen zu können, die über die gesamte Bundesrepublik verstreut sind.

EXPORT-SCHLAGER FUSSBALL

**Der Oberhausener
Frank Peters
trainiert chinesische Talente
für ein großes Ziel**

Von Peter Voss

Konfuzius sagte: „Ist man in kleinen Dingen nicht geduldig, bringt man die großen Vorhaben zum Scheitern.“ Der chinesische Philosoph wird dabei nicht an Fußball gedacht haben, aber genau so spielt es sich derzeit im bevölkerungsreichsten Land der Erde ab. Der Oberhausener Fußballlehrer Frank Peters ist in diesen kleinen Dingen unterwegs. Peters, hierzulande bekannt für die Ausrichtung von Nachwuchsturnieren und Ferien-Camps, reiste Anfang des Jahres erstmals nach China.

Das Land bereitet sich darauf vor, sein Volk für Fußball zu begeistern und nebenbei zu schulen. Dahinter steckt ein großes Vorhaben: Nach den Weltmeisterschaften in Katar (2022) und 2026 (Interesse Kanada, USA, Mexiko) ist der Termin 2030 noch offen.

„Ja, ich glaube, dass die Chinesen den im Blick haben, um eine Weltmeisterschaft mit einem konkurrenzfähigen Team auszurichten“, meint der 56-Jährige und blickt zurück. Es ist ein weiter Weg

aus der Jugendabteilung von Grün-Weiss Holten an die Sportschule Wedau und von dort nach China. Mit drei Trainern leitete er im Januar eine Woche lang sein erstes Fußballcamp in Xiamen im Südosten des Landes. „Das war schon ein Abenteuer für uns“, denkt der Holtener gern zurück. 120 fußballbegeisterte chinesische Kinder im Alter von neun bis 16 Jahren wurden unter der Anleitung von Udo Hain, Willi Möhl, Sven Schröder und Peters trainiert, um Fußball nach europäischer Lehre ver-



FOTOS: PRIVAT (3), WAZ-FOTOPOL (2)



Ordnung ist alles:
Wenn man an einem
Vormittag, so wie Frank
Peters hier bei seiner
Ansprache (rechts), gut
50 Schüler begrüßt,
stehen die zackig bereit
(links). Sprachprobleme
gab es übrigens nicht.
Die Schüler sprachen
gut Englisch, Peters
und seine Kollegen
hatten zuvor ebenfalls
gepaukt.



mittelt zu bekommen. „Oder sagen wir gleich: nach deutscher Trainingsmethodik“, legt der DFB-Referent und Unternehmer in Sachen Fußball nach.

Als die Chinesen vor zehn Jahren angingen, Fußball zu fördern und effektive Schulungszentren mit Menschen und Wissen zu füllen, waren spanische Trainer erste Wahl. „Davon gibt es in den Stützpunkten immer noch viele“, hat Peters vor Ort gesehen. Aber nach den Erfolgen der deutschen Nationalmannschaft, zuletzt gekrönt durch den Titel 2014, haben chinesische Sportfunktionäre verstärkt Deutschland im Blick. Im Reich der Mitte wird der systematische, gewissermaßen konfuzianische Aufbau einer Weltklasse-Mannschaft wie der deutschen bewundert. DFB-Sportdirektor Michael Sammer leitete ihn um die Jahrtausendwende ein, Jürgen Klinsmann und Joachim Löw als Bundestrainer befeuerten ihn mit

ersten Resultaten bei der WM 2006 im eigenen Land. Die weitere Geschichte ist bekannt und wird weltweit honoriert und zunehmend kopiert.

Das haben chinesische Funktionäre nicht nötig. Denn zum einen ist sehr viel Geld für den systematischen Ausbau der chinesischen Fußball-Infrastruktur vorhanden, zum anderen gibt es unendlich viele junge Menschen unter den 1,379 Milliarden Einwohnern, die geschult werden können. „In Deutschland haben wir 386 DFB-Stützpunkte. In den nächsten Jahren plant China 25.000 Stützpunkte ähnlicher Machart“, benennt Peters die Dimensionen des Riesenreichs.

Sein Beitrag ist natürlich ein Tropfen im Meer, aber dennoch wichtig, weil Basisarbeit. Peters spielte von der Jugend bis in der ersten Mannschaft der Holtener und wollte eigentlich mehr.

Doch Verletzungen verhinderten die Profi-Karriere. Neben der beruflichen Ausbildung als Zimmermann und Akustik-Innenausbauer verfolgte er immer den Lebensstrang Fußball weiter. „Mit Fortbildung an der Wedau, als Trainer im Amateurbereich.“ Dann systematisierte er diesen Weg, machte Lizenzen bis zum DFB-Elite-Lehrer, wurde DFB-Referent und Ausbilder mit Zertifikat.

Seit 20 Jahren arbeitet er hauptberuflich im Verbandsbereich, vor 12 Jahren machte er sich zudem mit einer Fußballschule selbstständig. Die war von Beginn ein Selbstläufer, bei seinen Kontakten fast logisch. Mittlerweile hat er für die Durchführung von Camps oder Turnieren einen Stamm von sechs festen Mitarbeitern, bei 40 Schul-Arbeitsgemeinschaften dazu in Oberhausen, Essen, Duisburg und Bottrop kommen noch einmal 25 freie Mitarbeiter dazu. Und dann wird ein lokales Geschäft in Windeseile ein riesengroßes.

Peters' Geschichte, die ihn als ehemaligen GWH-Jugendkicker nach China führt, ist beispielhaft für die Weltmacht Fußball. Der erste Kontakt kam über einen ehemaligen Schüler zustande. Der Chinese Xyie Bo machte in Düsseldorf bei Peters vor Jahren seine Trainer-C-Lizenz für den Nachwuchsbereich. „Wir machen mal was zusammen“, hieß es damals unverbindlich. Danach landete Bo in der Sportverwaltung und war mit dafür verantwortlich, ein Jugendfördersystem in Xiamen aufzubauen. Das ist eine von vier großen Städten in dem Riesenreich, die betont westlich ausgerichtet sind – ein Experiment der Regierung. Bo war wegen seiner

deutschen Trainerausbildung ein hoch angesehener Mann und kontaktierte seinen Lehrer Peters in Erinnerung an dessen Fußball-Camps und Trainingseinheiten.

Flüge wurden gebucht, Visa ausgestellt und schon waren die Deutschen in Xiamen. „Eine Touristenhochburg und sehr rummelig. Aber wir haben an einer Schule gearbeitet“, erinnert sich Peters. Auch die Umstände kann er noch lebhaft rekapitulieren, denn ein reiner Spaß war sie nicht, diese Arbeit auf absolutem Neuland. „Als wir dort ankamen, haben uns 80 Spieler von U 15 bis U 17 und 30 Jugendtrainer begrüßt. Die wollten alles wissen und trainiert werden. Dafür stand uns ein Platz von einem Viertel der Standardgröße sowie ein Mini-Spielfeld zur Verfügung“, lacht Peters. Also wurde improvisiert und es wurde eine spaßige Woche. Wobei der Dolmetscher das wahrscheinlich nicht so sah, denn der Mann hatte eine Menge zu übersetzen. Viererkette, Torschusstraining oder Lichtschranken-Anlage sind schon im Deutschen keine einfachen Wörter, aber auf Chinesisch?

„Auch wir haben eine Menge gelernt“, sagt Peters. Vor allem erstaunliche Grundzüge chinesischer Mentalität in Bezug auf Erfolg. „Geduldig sind die eigentlich nicht, da muss alles immer schnell klappen, damit das Ergebnis zu sehen ist.“ So ist er skeptisch, ob es möglich ist, einem so riesigen Land wie China in 13 Jahren eine Fußball-Infrastruktur aus dem Jugend- hinein in den Seniorenbereich überzustülpen. Eine, die das aufholt, wofür das alte Europa rund 150 Jahre Fußballkultur brauchte. „Andererseits lernen die wirklich schnell, sind körperlich zäh und flink und in den athletischen Leistungen mit gleichaltrigen Spielern in Europa vergleichbar.“

Dann erfährt man auch, wozu er eine Lichtschranken-Anlage mitgenommen hat: Um Faktoren wie Geschwindigkeit in der Bewegung zu messen und mit europäischen und deutschen Werten zu vergleichen. Der Wissensfluss ist keine Einbahnstraße nach China, der DFB denkt mit. „Sobald der Ball ins Spiel kommt, gehen die Ergebnisse dramatisch zurück“, gibt er dem deutschen Nachwuchs viel Hoffnung für

Die Zielgruppe von Frank Peters (r.) an der Schule in Xiamen: Schüler von 15 bis 17 Jahren sowie angehende Jugendtrainer.



Der Brotjob von Frank Peters: Fußball-Camps bei deutschen Vereinen, besonders während der Schulferien.



Das dritte Standbein des Oberhauseners: Trainerschulungen beim DFB und beim Fußballverband Niederrhein an der Wedau.



die WM 2030 mit auf den Weg. „Taktisch und technisch sind unsere Jugendspieler deutlich besser geschult. Wenn dort mal ein Team auf Leistungsklassen-Niveau dabei ist, freut man sich.“

Was auch dem chinesischen Sportsystem geschuldet ist. Denn das ist vergleichbar dem amerikanischen, wo Schul-(College) und Profibereich lange parallel aneinander vorbei laufen. Anders als in der deutschen Hochleistungsförderung mit dem Internat-System bei Vereinen oder Stützpunkten. „Wer in der College-Mannschaft spielt, soll nicht im Verein spielen – genau so gilt das umgekehrt.“ Es gibt zwei, drei Profi-Fußballligen in China, die vor allem wegen immenser Geldflüsse auffallen. Bei der Verpflichtung alternder Stars (wie jetzt bei dem Argentinier Carlos Tevez mit 39 Millionen Euro Gehalt im Jahr) oder Trainern werden Unsummen bewegt. Oberflächlich betrachtet funktioniert das System, auch wegen des boomenden Wettmarktes.

Nachhaltig ist es nicht. Da die besten chinesischen Spieler im Ausland antre-

ten, fehlen die Identifikationsfiguren für die Jugend. So mangelt es an einem gesunden Unterbau für die Nationalmannschaft, die international unter ferner liefen geführt wird. „Die gucken neidisch auf die J-League, verstehen es aber nicht, dass das System von unten aufgebaut werden muss.“ Die Nationalmannschaft eiert um den 80. Platz der Weltrangliste herum. Und wenn es um die Qualifikation zu großen Turnieren geht, ist regelmäßig Japan die Endstation. Eine Situation, die kein Chinese auf sich sitzen lassen will.

Gerade weil Geduld fehle und alles schnell gehen müsse, komme nach Peters noch ein wichtiger Faktor zu kurz: Pädagogik. Die hat er in zahlreichen Ausbildungen selbst gelernt und gibt sie an der Sportschule Wedau an viele weiter. Auch in China soll er das an den jungen Mann bringen. Doch schnelle sportliche Erfolge und Geduld und sowie der Blick für den Einzelnen stehen sich gegenüber. „Ja, die Förderung individueller Fähigkeiten steckt noch in den Kinderschuhen.“ Deswegen ist er als Mann, der Ausbildung

und Individualität fördert, 2018 mit seinem Team wieder in China. Hier begann die Zusammenarbeit schon Anfang Dezember in der Sportschule Wedau. Dort bildet er aktuell 17 angehende chinesische Jugendtrainer aus. Vielleicht auch in der deutschen Tugend, Geduld mitzubringen, bis man Weltmeister werden kann.

Es wäre geflunkert, wenn er sagen würde, dass er fürs nächste Jahr nicht aufgeregt sei. „Ich habe das jetzt im Ruhrgebiet und in Deutschland schon lange gemacht. Aber China, das ist noch einmal ein ganz starker Anreiz“, freut sich Peters. Ein jüngerer Mann wird womöglich noch aufgeregter sein: Peters hat für sein Unternehmen erstmals eine hauptamtliche Trainerstelle in China ausgeschrieben. Anforderung B- oder C-Lizenz, Dauer zehn Monate bis drei Jahre. „Also, wenn ich noch jünger wäre, würde ich mir das überlegen...“, schließt er träumerisch.

EIN STÜCK ALSTADEN AUF MALLORCA

Ein Fußballer erfüllte sich in Cala Ratjada einen Traum: In der Partyhochburg führt er eine angesagte Cocktail-Bar

Von Dirk Hein



Bei jüngeren Gästen besitzt die Bar „The Nube“ Kultstatus – für Tarik El-Hamouti erfüllt sich hier ein Traum.



Wenn er diese lässigen Fotos über seine Profile in den Sozialen Netzwerken im Internet mit Freunden und Bekannten teilt, kann man schon neidisch werden – wenn der junge Mann mit dem dunklen Partyhut und ärmelfreiem Sommer-Shirt entspannt am Strand posiert. Mallorca ist für Tarik El-Hamouti „nicht nur einmal im Jahr“, wie es ein eingängiger Partyschlager des Sängers Peter Wackel den Fans der Sonneninsel suggeriert.

Wenn andere abfeiern, dann ist das für den Alstadener echte Arbeit. Er lebt hier vom Frühjahr bis zum späten Herbst. Der 28-Jährige hat sich in der bei deutschen Touristen beliebten Partyhochburg Cala Ratjada einen Traum erfüllt. Er ist Teilhaber an einer der angesagtesten Cocktail-Bars am Ort.

Ab September und Oktober wird es langsam etwas ruhiger auf der Feteninsel. Dann sieht auch Tarik El-Hamouti dem Ende der Saison entgegen. Dann mischt sich dieses Gefühl von Zufrie-

denheit und Wehmut. Doch ob seine Bar „The Nube“ nun gerammelt voll ist oder es noch freie Plätze gibt – das Bild zwischen der Theke und den quadratisch angeordneten Sitzcken mit flauschigen Polstern ist meistens gleich. „Wie geht’s? Alles klar?“, ruft er einem Pärchen entgegen, das gerade in das schneeweiße Gebäude mit den markanten Ziersäulen schlendert. Sie kennen ihn. Tarik ist der Chef und für einen kurzen Plausch mit den überwiegend deutschen Gästen immer zu haben.



Die berühmten Cocktails haben sich auf der Ferieninsel herumgesprochen: Der „Sensemann“ von Tarik El-Hamouti ist in „The Nube“ eine Spezialität.

nicht. Hier unternahm er seine ersten Schritte in der Gastronomie. Als Kellner kennen ihn seine Freunde aus der Bar „Three Sixty“ an der Centro-Promenade. Auch auf Weihnachtsmärkten stand der Alstadener bereits im Kontakt mit den Kunden. Erfahrung, die im mallorquinischen Trubel hilft: „Ich hatte die Gastronomie wohl schon immer im Blut!“

Das nächste Tablett gefüllt mit Cocktails bringt er schon an die Tische. Je später der Abend, desto mehr haben die Kellner im „The Nube“ zu tun. Tarik El-Hamouti packt natürlich mit an. Gefragt sind vornehmlich fruchtige Drinks: Ihr Spezial-Cocktail „Sensemann“ hat sich auf Mallorca bei den Gästen schon herumgesprochen. Ein großes Werbeschild zierte seitdem den Eingangsbereich der Bar. Und für schwache Nerven ist der Drink wirklich nichts, wissen die Stammgäste. Das „The Nube“ war außerdem einer der ersten Läden, die in Cala Ratjada dampfende Shisha-Pfeifen servierten. Mittlerweile sind diese so angesagt, dass sich zur Hauptsaison am Eingang Warteschlangen bilden.

An die Anfangszeit erinnert sich der Alstadener noch genau: Auf übermäßige Begeisterung stießen die deutschen Bar-Besitzer bei den spanischen Mitbewerbern zunächst nicht. Bolero, Physical, Keops und Chocolate, so heißen in Cala Ratjada seit Jahrzehnten die Plätzchen. „Am Anfang haben die uns nicht mal

Zunächst eine Auszeit vom Studium

Der Alstadener hat in Cala Ratjada innerhalb von nur drei Jahren das Lokal zu einem der beliebtesten Läden in dem übersichtlichen Fischerdorf verwandelt. Dabei wollte sich der Student ursprünglich nur eine Auszeit von seinem Studium der Betriebswirtschaft gönnen. Doch aus einem anfänglichen Kellner-Job wurde auf Mallorca schnell mehr. „Schon nach sechs Monaten haben sie mich gefragt, ob ich im Laden mit einsteigen möchte“, sagt El-Hamouti. Damit meint er seine Kumpel Mark Wycislik

und Niema Nazemian, beide stammen aus Essen. Wycislik gründete in Cala Ratjada bereits die Bar „Chucca“ und wurde dabei sogar von der Vox-Sendung „Goodbye Deutschland – Die Auswanderer“ begleitet. Mittlerweile ist Mark Wycislik bei „The Nube“ ausgestiegen und verfolgt neue Projekte.

Plausch in der Partyhochburg

1400 Kilometer liegen Oberhausen und Cala Ratjada auseinander: Vergessen hat der Abiturient vom Elsa-Brändström-Gymnasium seine Heimat natürlich

gegrüßt. Aber das hat sich verändert. Wir sprechen ein anderes Publikum an. Wir nehmen uns gegenseitig nichts weg.“ Die Wirte aus Deutschland sind mittlerweile akzeptiert.

Immer noch mit der Kuhle verbunden

Tarik El-Hamouti erinnert sich an seine Kindertage. Bei Schwarz-Weiß Alstaden klickte er viele Jahre. Kurios: Bei seinem Verein prangte in der Kreisliga sogar schon seine Mallorca-Bar als Werbung auf dem Trikot. Da wundert es nicht, dass viele Kumpel den Coolen aus der Kuhle im Urlaubsort besuchen. „Wenn die Saison-Abschlussfahrten starten, stehen schon mal die Fußball-Mannschaften aus Oberhausen in der Tür. Das hat sich wie ein Buschfeuer herumgesprochen.“

Und es gibt noch mehr Spuren aus dem Westen von Deutschland: Sticker von Rot-Weiss Essen, Schalke, BVB, MSV Duisburg und dem 1. FC Köln finden die Wirte mittlerweile auf ihrer Glastür am Eingang. El-Hamouti weiß: „80 Prozent der deutschen Urlauber kommen in Cala Ratjada aus Nordrhein-Westfalen.“

Tarik El-Hamouti ist zufrieden. Sprüche wie „Du hast das gesamte Jahr Urlaub“ hört er zwar häufig, aber er kann sie mittlerweile einfacher entkräften. „Viele sehen nur die Sonne und den Strand“, hält El-Hamouti einen Moment inne. „Aber wir stehen jeden Tag im Laden

und die Arbeit beginnt weit bevor sich die Türe öffnet.“ Er kümmert sich um den Wareneingang, muss sich mit Lieferanten abstimmen. Ein Arbeitstag endet für ihn und seine Kollegen meistens erst um vier Uhr morgens. Tag für Tag für Tag. Er sagt: „In Gedanken bist du ständig im Laden.“

Visionen für die Oberhausener Innenstadt

Wenn die Saison auf Mallorca im Oktober endet, kehrt El-Hamouti für den Winter aus seiner kleinen Wohnung im Zentrum von Cala Ratjada zurück nach Oberhausen. Hier wohnt er in einer Wohngemeinschaft mit seinem Zwillingbruder. „Die Freunde fehlen auf Mallorca“, sagt er. „Wenn die Clique abends ausgeht, wäre ich gerne dabei.“ Als seine Großmutter vor zwei Jahren starb, steckte er mitten im Trubel der Hauptsaison in Cala Ratjada. Doch die Unbekümmertheit der Partyinsel war damals weit weg. „Da möchte man bei der Familie sein.“

Oberhausen hat er während der Hauptsaison im Hinterkopf. Eine neue Cocktail-Bar für die Innenstadt – das wäre doch was. „Auch wenn alle über die Oberhausener Innenstadt schimpfen. Es braucht Leute, die etwas wagen!“ Da ist er trotz Sonne, Sommer und Strand ganz heimatverbunden. „Ich bin Oberhausener und werde es immer bleiben!“





◀ Er ist das Gesicht der Kult-Bar „The Nube“ auf Mallorca: Tarik El-Hamouti (l.), hier hinter der Theke mit seinem Geschäftspartner Niema Nazemian.

▼ Partyhochburg Cala Ratjada: Der Alstadener Besitzer (Mitte) begrüßt zur Feiersaison immer wieder Gäste aus dem Ruhrgebiet.



DIE NEUESTE NEUHEIT

KundenServiceCenter – mit Telefon, Chat und Videoberatung – der direkte Draht zur Stadtparkasse Oberhausen

Von Gustav Wentz

Mit Headset vor dem Bildschirm, aber nicht im Call Center. Fotos: Kerstin Bögeholz

Die neueste Neuheit der über 150 Jahre jungen und zu Neuerungen immer bereiten Stadtparkasse Oberhausen heißt „Kunden-ServiceCenter“ und wird intern „KSC“ abgekürzt. Nach gut viermonatiger Vorbereitung nahm die neue Filiale – als solche wird sie innerhalb der Organisation geführt – in den letzten Monaten des Jahres 2017 ihren Dienst auf. Wer die zentrale Rufnummer 0208/834-1450 wählt, hört: „Guten Tag! Hier ist das KundenServiceCenter Ihrer Stadtparkasse Oberhausen.“

Das Telefon spielt eine wichtige Rolle bei der Einrichtung der neuen Abteilung: Bis vor zwei Jahren hatte die Oberhausener Sparkasse nämlich unter dem Dach der deutschlandweiten Sparkasse-Finanzgruppe ihre Telefonzentrale ausgegliedert, es meldete sich eine Stimme aus Halle an der Saale. Das kam manchen sächsisch vor, und Einiges passte dann auch nicht so recht zum Kundendienst. Verständlich, wenn zum Beispiel nach dem Weg zur nächsten





„KSC“-Chef Marcel Nitsche: „Alle Berater haben Erfahrung.“

Filiale gefragt wurde. „So haben wir 2015 zunächst einen eigenen Telefonservice geschaffen und ihn 2017 zu einem KundenServiceCenter ausgebaut – mit mehr Service für unsere Kunden und umfassender Beratung“, so Oliver Mebus, für das Privatkundengeschäft zuständiger Vorstand der Stadtparkasse Oberhausen.

„Mit fachlich gut ausgebildeten Beraterinnen und Beratern können Gespräche am Schalter ersetzt werden durch Gespräche am Telefon“, findet Holger Rücken, als Filialvertriebsleiter zuständig für die zehn Sparkassenfilialen im Stadtgebiet und nun auch für das „KSC“, dessen Leiter der knapp 30-jährige Marcel Nitsche ist. Nitsche legt Wert auf die Feststellung: „Alle unsere Serviceberater haben langjährige Erfahrung in unseren Filialen. Sie kennen also die häufig gestellten Fragen, sie wissen um die am meisten auftauchenden Themen, sie werden auch so manchen Anrufer persönlich kennen.“ Neben dem klassischen Telefon, können die Kunden auch mit den Mitarbeitern chatten; ebenso wird in Kürze die

Beratung per Video möglich sein. Standort für das KundenServiceCenter ist das Gebäude der zentralen Hauptverwaltung an der Wörthstraße. Im Erdgeschoss des mehrfach geschwungenen Baus sind die Arbeitsplätze eingerichtet. „Es ist kein Großraumbüro wie in irgendeinem Call-Center“, weist Rücken auf die ganz normalen Büros hin, „dort sitzen ausschließlich gut ausgebildete Sparkassenmitarbeiter, die Fragen rund um das Thema Finanzen beantworten.“ Es sind rund zehn Planstellen für derzeit 19 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geschaffen worden, die meisten arbeiten in Teilzeit. „Das war insbesondere Wunsch der Kolleginnen“, erläutert Rücken, „und ist auch aus Sicht der Arbeit am Telefon schlüssig.“ Gearbeitet wird im „KSC“ nämlich montags bis donnerstags von 8 bis 18 Uhr und freitags von 8 bis 16 Uhr.

Auf den ersten Blick nicht zu erkennen, sind die Büroräume doch ein wenig anders: Sie sind mit zusätzlichen Dämmungswänden ausgestattet, und auch an den Schreibtischen sind schallschluckende Sichtblenden installiert. All das dient

der Ruhe ebenso wie der Konzentration auf den Kunden oder die Kundin. Was kann man alles tun mit dieser neuen Verbindung zur Stadtparkasse Oberhausen? Man kann zum Beispiel eine Kartenbestellung aufgeben, Daueraufträge ändern oder sich generell zum Thema Finanzen informieren. Auch wird die Überweisung per Telefon bald möglich sein. Sobald ein direktes Gespräch erforderlich wird, weisen die Serviceberater nicht nur den Weg, sondern bemühen sich gleich auch um die richtigen Ansprechpartner und vereinbaren einen passenden Termin. Und alles erst dann, wenn die Identität des Fragestellers feststeht. „Da gibt es eine Reihe von Fragen“, weiß Marcel Nitsche, „deren richtige Beantwortung erst die Voraussetzung für unseren Service ist. Sicherheit steht über allem.“

Drei Wege gibt es nun also, um die Stadtparkasse zu kontaktieren: das direkte Gespräch in der Filiale vor Ort, das Online-Banking und das Telefongespräch mit dem „KundenServiceCenter“. Holger Rücken fügt hinzu: „Und alle drei Kanäle sind gleichberechtigt.“

BLICK ZURÜCK AUF 2017

Von Helmut Kawohl



FOTOS: THOMAS WOLFF (1), © MICHELLO FOUNDATION (1), WAZ FOTOPOL (10)

Rund 1,3 Millionen Besucher: Die Ausstellung „Wunder der Natur“ im Gasometer

Das ist fast nicht mehr zu toppen: Ende November ging im Gasometer die Ausstellung „Wunder der Natur“ zu Ende. Rund 1,3 Millionen Menschen aus aller Welt haben sie in knapp zwei Jahren besucht. Ein Traumergebnis. Unsere Stadt wird für Städtetouristen immer interessanter, steigende Übernachtungszahlen und der Bau weiterer Hotels belegen dies. Ab März 2018 heißt es dann im Gasometer „Der Berg ruft!“. Wir dürfen gespannt sein, was da kommt rund um die Faszination von Bergen und ihren Geschichten. Der Leuchtturm des Ruhrgebiets, Oberhausens geliebte „Tonne“, wird sicher weiter strahlen.

Zu Ende gegangen ist nach neun erfolgreichen Spielzeiten auch das Engagement von Theater-Intendant Peter Carp in Oberhausen. Sein Nachfolger, der

gebürtige Hamburger Florian Fiedler, will mit einem jungen Team in seiner ersten Spielzeit vor allem Stücke von aktueller Brisanz auf die Bühne am Will-Quadflieg-Platz bringen. Da nicht nur alle Parteien im Rat der Stadt der Erfolg der AfD bei der Landtags- und bei der Bundestagswahl auch in Oberhausen geschockt hat, darf man gespannt sein, wie hierauf u. a. das Theater reagieren wird.

Positive Signale gibt es bei der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt: Der Einzelhandelskonzern Edeka will für 100 Mio. Euro ein neues Zentral-lager mit über 1.000 Arbeitsplätzen auf dem Waldteich-Gelände errichten, aus dem ehemaligen Babcock-Gelände an der Duisburger Straße wird das „Quartier 231“ und in ehemaligen Industrie-

hallen von Thyssen am Centro soll der weltweit größte Fitness-Tempel entstehen. Internationales Interesse hat das im Bau befindliche Jobcenter am Altmarkt mit seinem integrierten Dachgarten gefunden.

Sportlich gab es schöne Erfolge zu vermelden: Box-Europameister Abass Baraou holte bei der Weltmeisterschaft der Amateure die einzige Bronzemedaille für das deutsche Team, Kanute Lukas Reuschenbach gewann ebenfalls Bronze im Vierer bei der WM in Tschechien. Die Skaterhockey-Junioren der „Miners“ wurden deutscher Pokalsieger und mit Arminia Klosterhardt und RW Oberhausen stellt Oberhausen als einzige NRW-Stadt derzeit gleich zwei Mannschaften in der U19-Fußball-Bundesliga.



Vorsicht ist geboten:
Terrorwarnung rund um
das Centro

Dezember 2016 / Januar 2017

RWO im Torrausch: Nach 0:1-Rückstand noch 7:1 gegen Verl • LVR-Industriemuseum und Essener Ruhrmuseum besiegeln Kooperationsvertrag • Millionen-Loch im Sozialetat für Familien sorgt für Aufregung im Stadtrat • Bagger rollen auf Ex-Bunker-Areal in Osterfeld: Ausschachtung für Supermarkt-Neubau an der Bottroper Straße beginnt • John-Lennon-Platz soll bebaut werden: Stadt sucht Investoren für Wohnungen im Marienviertel • Kein Geld mehr von der Steag: Krise des Kohleverstromers trifft auch die Oberhausener Energieversorgung EVO • Dachstuhl des Osterfelder Gartendoms muss für 4 Mio. Euro saniert werden • Nach dem Attentat in Berlin: Mehr Polizei auf den Weihnachtsmärkten • Vogelpest breitet sich aus: Stallpflicht für Geflügel in der Stadt • Anschlag auf das Centro-Einkaufszentrum geplant? – In Duisburg werden zwei Männer aus dem Kosovo vorübergehend festgenommen • Wählergemeinschaft BOB in sich zerstritten • 50 Jahre Busunternehmen Krein in Osterfeld •

Betuwe-Ausbau beginnt am Bahnübergang Rosa-/Ecke Rothofstraße • Abbruch der alten Emscherkurve im Stadion Niederrhein beginnt • Immer weniger junge Menschen machen eine Ausbildung – auch im Handwerk • Mit der Ausstellung „Glück und Wunsch“ feiert die Malschule ihren 50. Geburtstag • Deutliches Minus bei Gewerbesteuer-Einnahmen: 111 Oxea-Mitarbeiter wechseln in die neue Firmenzentrale in Monheim • Messer-Attacke auf Lidl-Parkplatz trifft Fußballtrainer • Rechtsdezernent Motschull: Stadt ist kein Brennpunkt des Salafismus • Menschen aus 141 verschiedenen Staaten haben in Oberhausen ihr Zuhause • Immer mehr Flüchtlinge ohne Bleiberecht reisen freiwillig aus • AfD klagt sich in die Stadthalle ein – Großer Protest erwartet • Mülheim erteilt Baugenehmigung: Umstrittenes Windrad am Styru-mer Ruhrbogen darf gebaut werden • Planungsauftrag erteilt: Jobcenter am Altmarkt wird Wirklichkeit • Friedliche Demonstrationen begleiten den umstrittenen AfD-Parteitag in der Luise-Albertz-Halle



**Menschliches Versagen:
Ein schwerer Unfall bei
„Hamm Chemie“**

Februar

Nach Querelen um die Vermietung an die AfD: Hartmut Schmidt tritt als Chef der Luise-Albertz-Halle zurück – Ärger um weitere Termine für die AfD - Klaus Lerch (TZU) und Detlef Sprenger (OWT) sollen künftig die Stadthalle führen • Fast 26.700 Oberhausener gelten als überschuldet • WBO-Chefin Maria Guthoff und Oberbürgermeister Daniel Schranz neue Träger des närrischen Eulenordens • Wohnhaus in der Biefanger Kolkmannstraße nach Großbrand unbewohnbar • 211 Arbeitsplätze sollen allein in Sterkrade wegfallen: Rat sorgt sich um Arbeitsplätze bei MAN Diesel & Turbo • Ausstellung „Die Kunst des Glases“ im Bero-Center erinnert an die Oberhausener Glasfabrik • Bürgerinitiative und Naturschützer erzielen Erfolg: Weniger Fläche für Umbau des Autobahnkreuzes Oberhausen benötigt • Stadt im Alarmzustand: Säurewolke legt Oberhausen lahm • Menschliches Versagen sorgt für schweren Chemieunfall bei der „Hamm Chemie“ – Amtsarzt: Keine Gefahr für die Bevölkerung • Großes Polizeiaufgebot begleitet Proteste gegen die Kund-

gebung des türkischen Ministerpräsidenten Yildirim in der König-Pilsener-Arena • Fünf-Zentner-Bombe auf dem ehemaligen HDO-Gelände in Osterfeld entschärft • Brüder hängen Hüte für immer an den Nagel: Gerd und Werner Legges schließen Familienbetrieb an der Marktstraße • 2016 mehr als 464.000 Übernachtungen: Rekordhoch bei den Hotelgästen in Oberhausen • Neuer „Business Park“ soll entstehen: Babcock-Gelände an der Duisburger Straße wird zum „Quartier 231“ • Ideen für eine bessere Stadt: 80 Oberhausener nehmen am ersten Bürgerforum im Zentrum Altenberg teil • Polizei und Stoag starten Werbekampagne gegen Handy am Steuer • Liefers, Rohde und Vogel drehen in der Rietho-Siedlung für Kinofilm „So viel Zeit“ • 165.000 Narren beklatschen den Karnevalszug mit 59 Wagen in der Innenstadt – Stadtprinz Mario I. nach Morddrohung mit schusssicherer Weste • Oberbürgermeister gibt Job-Garantie für OGM-Beschäftigte • Ex-Spieler Jörn Nowak wird neuer Sportlicher Leiter bei RWO



Turbulent: Die neue
Ebertbad-Produktion
„Höchste Zeit“

März

Leiter Joachim Busch verlässt das Amtsgericht • Wiederbelebung soll künftig allen Siebtklässlern beigebracht werden • Angst vor Armut: Ansturm bei Rentenberatern – Immer mehr Rentner in Oberhausen leben am Existenzminium • Biefang will nicht noch mehr Lkw: Bürgerproteste gegen Pläne für Zubringerstraße zu Gewerbegebiet Waldteich/Weierheide • 5. Frauenfilmtage „visuelle“ im Lichtburg Filmpalast • Bundesliga-Aufsteiger Miners Oberhausen gewinnt erstes Spiel in der Skaterhockey-Bundesliga • Schulen suchen dringend Lehrer – Pensionierte Lehrer springen ein • Über 6,6 Mio. Euro: Sparkasse macht Rekordgewinn • Im Bilfinger-Konzern geht die Angst um: Betriebsräte sprechen mit OB Schranz über drohenden Abbau von bis zu 150 Jobs • Möglicher IS-Drahtzieher von Anschlagsplänen auf das Einkaufszentrum Limbecker Platz in Essen stammt aus Oberhausen • Mehr Naturschutz für die Rotbachaue • Stadt plant Extra-Steuer für Wettbüros • Reha-Spezialist Medicos eröffnet an der Bebelstraße neuen Standort • Wirtschaftsförderer

werben auf der Immobilienmesse Mipim in Cannes für den Standort Oberhausen • Viel Beifall für Dylan-Abend mit Jürgen Sarkiss im Theater Oberhausen • Oberhausen erwartet 2017 nur noch 500 neue Flüchtlinge • Statik-Mängel an der 35 Meter hohen Skulptur: Tanzen der Strommast „Zauberlehrling“ wird neu gebaut • Salafisten-Aussteiger-Projekt „Wegweiser“ mit Beratungsstelle soll auch in Oberhausen Jugendliche wieder auf den richtigen Weg bringen • Gehege für Wildschweine im Kaisergarten neu gestaltet • Ungewiss: Zukunft der alten Paketpost • RWO setzt positiven Trend fort: 3:1-Sieg gegen Borussia Mönchengladbach U23 • Stadt muss für Kitas mehr zahlen • MAN Turbo baut in Sterkrade 164 Jobs ab • 8. Benefizmenü des Rotary-Clubs Oberhausen verwöhnt in der Schlossgastronomie 110 Gäste • Neue Ebertbad-Eigenproduktion „Höchste Zeit“ feiert rauschende Premiere • Weiße Flotte Baldeney kehrt nach Oberhausen zurück: Linien-schiffahrt auf dem Rhein-Herne-Kanal startet im Juni



Ankunft im Kaiser-
garten: Schiffsparade
auf dem Rhein-Herne-
Kanal

April

In der Neuen Mitte sollen zwei neue Hotels entstehen • Auf den Spuren der Zwangsarbeiter: Aktionstag am Förder-turm der ehemaligen Zeche Sterkrade • Neues Stadtteilbüro für Osterfeld an der Gildenstraße eröffnet • Stadt sucht einen Strategie-Dezernenten • Landesligist Arminia Klosterhardt trennt sich von seinen Fußballtrainern Günter Bruns und „Olli“ Adler • Theater wird um 39 Sitz-plätze größer • Schnelles Internet für Schulen: Glasfaserkabel sollen für rasante Datenübertragung sorgen • Polizei schnappt sieben Dealer am Hauptbahn-hof • Oberhausener Wirtschafts- und Tourismusförderung wird Mitglied im Förderverein der Hochschule Ruhr West • Piraten dürfen nun doch zur Landtagswahl in Oberhausen antreten • Nirgendwo so viele Spielautomaten wie in Oberhausen: Vielen Spielhallen droht künftig das Aus • Engagierter Karnevalist Kurt Schöndeling im Alter von 95 Jahren gestorben • Maschinenbauer MAN eröffnet in Oberhausen ein Experten-zentrum für den 3D-Druck • Feierabend-markt auf dem Saporishja-Platz startet in

seine zweite Saison • In der Indoor-Spiel-halle „Tobebox“ an der Weierstraße tritt Kohlenmonoxid aus: 20 Menschen ver-letzt, neun Kinder kommen ins Kranken-haus • Bundesweite Kriminalitätsstatis-tik belegt: Oberhausen ist drittsicherste Großstadt Deutschlands • Ehemaliger Filmstandort HDO wird Schulungsstätte der Bauindustrie: Ausbildungszentrum startet 2018 • Teilnehmer der Schiffspa-rade und des Ruhrgebietswandertages feiern gemeinsam im Kaisergarten • Oberhausen erhält 31 Mio. Euro verteilt auf vier Jahre aus dem NRW-Programm „Gute Schule 2020“ • 24.000 Fans aus aller Welt lauschen an zwei Tagen in der Arena den Metal-Ikonen Iron Mai-den • Nachfolger für Tarzan steht fest: Broadway-Star Josh Strickland folgt auf Alexander Klaws • Bahn bestätigt: Etli-che Oberhausener Haushalte haben An-spruch auf Lärmschutz entlang der Betu-we-Linie • Beim Arbeitnehmerempfang: Oberbürgermeister besorgt über Stellen-abbau bei MAN Turbo und Bilfinger Power Systems



Landtagswahl NRW: In Oberhausen freute sich nur die CDU

Mai

Sprengstoff-Explosion vor der Osterfelder Filiale der Sparda-Bank • Stadt kündigt an, in den nächsten vier Jahren rund 100 Mio. Euro in die Sanierung und Verbesserung der über 50 Schulgebäude zu stecken • Richtfest für amerikanisches Steakhaus auf dem ehemaligen Stahlwerkgelände • RWO unterliegt im Halbfinale des Niederrhein-Pokals dem Drittligisten MSV Duisburg klar mit 0:3 • Holzhändler baut Standort aus: Becher-Gruppe erweitert ihre Niederlassung am Eisenhammer • Katholiken vor großen Sparzwängen: Bis 2030 müssen auch die Oberhausener Pfarreien ihre Ausgaben um 50 Prozent verringern • Künftiger Theater-Intendant Florian Fiedler kündigt 14 neue Produktionen an – Junge Schauspieler sollen höhere Gagen bekommen • Politik kritisiert Pläne für neue Wohnbebauung am John-Lennon-Platz • 63. Internationale Kurzfilmtage locken coole Kinomacher an • NRW-Landtagswahl: CDU jubelt, SPD erschüttert, Desaster für die Grünen, AfD-Denkzettel erschreckt die Politik • Sonja Bongers und Stefan Zimkeit

ziehen für die SPD in den neuen Landtag ein • 3000 Schüler beim Schulwettbewerb im Kaisergarten • Stadtbedienstete können künftig gratis Räder leihen • Coca-Cola-Oase und Parkhäuser sollen renoviert werden: Centro investiert 20 Millionen Euro • Ludwiggalerie präsentiert umfangreiche Schau des New Yorker Fotografen Sam Shaw (1912-1999) • Osterfelder Bistro „Jederman“ führt jetzt auch das Café im LVR-Industriemuseum • Bald kommen der BVB und Schalke 04: U19-Junioren von Arminia Klosterhardt schaffen mit 1:0 über FC Kray sensationell den Aufstieg in die Bundesliga • Drei-Jahres-Kampagne vorgestellt: Stadt geht verstärkt gegen Müllsünder vor • 39-jähriger Ralf Gülden-zopf wird neuer Stadtde-zernent für den Bereich „Strategische Planung“ • Fahrrad-Klimatest des ADFC belegt: Radler fühlen sich wohl in der Stadt • Neues Heim für türkische Gemeinde an der Ackerfeldstraße in Sterkrade • Alt-Oberbürgermeister Klaus Wehling erhält die „Glückauf-Bronze“ der Stadt • Neues DRK-Heim an der Grenzstraße mit 74 Zimmern offiziell eröffnet



Zum letzten Mal? – Das Radrennen im Oberhausener Osten

Juni

Unwetter in Sterkrade mit starkem Hagel richtet Hunderttausende Euro Schaden an • Stadt wird an der Osterfelder Straße neue Radarfalle installieren • Pfingststradrennen im Oberhausener Osten zieht 5000 Zuschauer an • Grüne fordern besseres Schulessen • Unbekannte stehlen 14 Meerschweinchen aus dem Tiergehege im Kaisergarten • Keine Harmonie: Musikschulen Essen und Oberhausen gehen nicht zusammen • Politik enttäuscht über geplatzte Kooperation • Theater im „Palermo des Nordens“: Florian Fiedler stellt die erste Spielzeit seiner Intendanz vor • SPD fordert mehr Hilfen fürs Revier • Gesamtschule Weierheide feiert 20-jähriges Bestehen • 30.000 Fans feiern beim Schlagerfestival „Oberhausen Olé“ – Udo Lindenberg begeistert mit Zigarre und Eierlikör die Fans in der Köpi-Arena • Autohaus Krufft reißt Filiale in Osterfeld ab – Neubau soll im ersten Halbjahr 2018 fertig sein • Tunnel-Vortrieb beim Umbau der Emischer beendet • Fronleichnamskirmes lockt wieder viele Familien an • Neue Hoffnung für Windrad-Gegner in Alsta-

den • Offensive für eine saubere Stadt: Behörden und Wirtschaftsbetriebe starten Projekt in der City – Müllsünder werden künftig härter bestraft • OB Schranz: Städte sollen künftig einen Teil ihrer Macht an den Regionalverband Ruhr (RVR) abgeben, damit das Ruhrgebiet schlagkräftiger wird • Parken soll teurer werden • Ehrennadel der Stadt für scheidenden Theaterintendanten Peter Carp • Streit um historische Kirchenbauten der Evangelischen Gemeinde an der Teutoburger Straße • Michael von Tettau, Direktor des Bertha-von-Suttner-Gymnasiums, geht in Pension • Oberhausener Theaterpreis für Hartmut Stanke • Albert-Schweitzer-Hauptschule schließt zum Schuljahresende für immer • Christian Happe wird neuer Direktor des Amtsgerichts • Stadt braucht weitere 2,76 Mio. Euro: LED-Umrüstung der Straßenlaternen wird noch teurer • Rückschlag für die Marktstraße: Thalia-Buchhandlung schließt im Januar 2018 • Tribünen-Bauarbeiten im Niederrhein-Stadion verzögern sich wegen des Verdachts auf einen Bombenfund



1. Urban-Trail-Lauf:
Sehenswürdigkeiten
entdecken und Spaß
haben

Juli

Vinzent Graw ist neuer Pfarrer für Herz Jesu Alt-Oberhausen • Regen bremst Ruhr-Raver aus: Diesmal nur 36.000 Fans bei „Ruhr-in-Love“ im Olga-Park • Wegen hoher Sozialkosten: Stadt muss 8 Mio. Euro mehr sparen als bisher erwartet • LVR-Industriemuseum macht im Peter-Behrens-Bau Platz für 20.000 Plastik-Objekte • Wirtschaft warnt Stadt vor Erhöhung der Gewerbesteuer • RVR und Land NRW sichern zu: 845.000 Euro für den Erhalt des Gasometers • Gasometer begrüßt den Ein-Millionsten-Besucher der Ausstellung „Wunder der Natur“ • Linienbus der Stoag brennt auf der Fahrt zum Einsatz völlig aus – keine Verletzten • Ruhrwerkstatt feiert 40-jähriges Bestehen • Sightseeing der besonderen Art: Beim 1. Urban Trail erkunden 600 Läuferinnen und Läufer die Stadt • Festveranstaltung zum 50-jährigen Bestehen: Friedensdorf wird weiter kämpfen müssen • Freibad im Revierpark soll attraktiver werden: Neue Wellenrutsche geplant • Stoag nimmt am Sterkrader Bahnhof die weltweit erste Schnellladestation für Elektroautos in Betrieb, die ihren Strom

direkt von Straßenbahn-Oberleitungen abzapft • Land gibt 2,5 Mio. Euro Fördermittel frei: Aus altem „Europa-Palast“ soll Veranstaltungssaal werden • 13. Musik-Sommer-Nacht: Tausende feiern in der Innenstadt • Neue Fahrradtrasse von Osterfeld bis zum Radschnellweg Ruhr RS1 in der Überlegung • Neuer „Blitzer“ auf der Osterfelder Straße scharf geschaltet • Zum 17. Geburtstag erhält die Kultur-Gaststätte Gdanska einen Brunnen in Danziger Originalgröße • Waffenscheine weniger nachgefragt • Centro steigt als Sponsor beim Fußball-Regionalligisten RWO ein • Großer Andrang beim 10. Ritterfest an der historischen Burg Vondern • Vor dem „Gdanska“ steht jetzt ein Neptun-Brunnen • 80 Mitarbeiter von Dresser Rand betroffen: Siemens schließt Turbinenwerk in Buschhausen • Zwei Zehn-Zentner-Bomben auf der Platzanlage des Turnerbunds Oberhausen an der Mellingerhofer Straße erfolgreich entschärft • Bürgerschützengilde 1905 feiert erstes schwules Paar als Schützenmajestäten • 14. US-Car-Treffen am Centro mit über 400 Autos



Treffen der Pyrotechniker: „Feuerzauber“ im Olga-Park

August

Hertener Abfallkraftwerk bestellt Dampfturbine bei MAN Turbo • 90er-Jahre-Party lockt 30.000 Fans auf das Freigelände an der König-Pilsener-Arena • Oberhausen trauert um Gerd Legges: Bekannter Geschäftsmann und Theaterexperte im Alter von 66 Jahren verstorben • RSV Blau-Gelb stellt die Ausrichtung ein: Das traditionelle Pflingstradrennen ist ab sofort Geschichte • Sanierung spätestens 2020 nötig: Gasometer bekommt frisches Geld vom Regionalverband Ruhr • Stadt kauft privaten Fundus des verstorbenen Oberhausener Fotografen Rudolf Holtappel • „Olgas Rock“ startet wieder ein feines Festival – 15.000 feiern mit • Stadtdechant Peter Fabritz vom Bischof erneut ernannt • Kinofilm „Der Junge muss an die frische Luft“ über Hape Kerkelings Kindheitserinnerungen wird auch in Oberhausen gedreht • Drei Oberhausener Jugendliche einer Reisegruppe des CVJM Schmachtendorf bei Terroranschlag in Barcelona verletzt • Eigentumswohnungen sind beliebt, deswegen steigen die Preise • Nach dem Terroranschlag in Barcelona: Keine

verschärften Maßnahmen in Oberhausen – Stadt und Centro sehen sich beim Thema Sicherheit gut aufgestellt • Bürger können aktuellen Stand von Baustellen im Stadtgebiet jetzt im Internet verfolgen • „Freiheit leuchtet“: Jugendliche enthüllen die mit der Künstlerin Simone Kamm erschaffene Engel-Skulptur vor dem Ratssaal • Diskussion um Schadstoffbelastung an Hauptverkehrsachsen verschärft sich: Oberhausen droht Umwelt-Klage • Hunderte feiern Open-Air-Messe auf dem Marktplatz in Osterfeld • RWO besiegt Viktoria Köln durch ein kurioses Eigentor mit 1:0 • Pyro-Festival „Feuerzauber“ lockt Tausende Besucher in den Olga-Park • Ehemaliges Flüchtlingsboot macht Station in der Marina • Kanute Lukas Reuschenbach holt bei Weltmeisterschaft in Tschechien im Vierer die Bronze-Medaille • McFit will in Nachbarschaft zum Centro eine zweistellige Millionen-summe investieren: Oberhausen soll größten Fitness-Tempel der Welt erhalten • 150 Arbeitsplätze: Bundesknappschaft zieht ins Technologiezentrum



Ohne Worte: Große
Comic-Kunst von
Mordillo in der
Ludwiggalerie

September

Boxer Abass Baraou holt bei der Weltmeisterschaft der Amateure mit Bronze die einzige Medaille für das deutsche Team • Privater Investor aus Berlin erwirbt Kaufhof-Gebäude • Neue Beratungsstelle für Krebspatienten am Osterfelder St. Marien-Hospital • Auszeichnung: Deutsche Gesellschaft für Kardiologie zertifiziert Evangelisches Krankenhaus Oberhausen • 31 neue Polizisten für das Oberhausener Präsidium • 100-Millionen-Investition: Edeka will neues Zentrallager auf dem Waldteich-Gelände bauen – 1500 neue Arbeitsplätze angepeilt – Zuspruch und Kritik • Grundsteinlegung für den Neubau des Jobcenters in der Innenstadt • Stadt schließt an der Düppelstraße Unterkunft für Flüchtlinge • Centro, Osterfeld und die City unterstützen Initiative der Landesregierung: Öffnen Geschäfte bald an 16 Sonntagen? • Neue Schulform am Hans-Sachs-Kolleg: Gymnasium für Technik startet 2018 • Neues Jazzfestival „Hömma“ sorgt für Aha-Erlebnisse • Politik freut sich über 10-Millionen-Euro-Zusage für den Revier-

park Vonderort • Sascha Reuen ist neuer Schulleiter am Bertha-von-Suttner-Gymnasium, Alice Bienk neue Chefin des Elsa-Brändström-Gymnasiums • Ludwiggalerie zeigt 150 Originale des argentinischen Zeichners Mordillo • Männer-Quartett Sterkrade-Heide besteht seit 90 Jahren • Neu im Revier: Ausleihbare E-Roller der evo • Stadt kauft die Kunst von Walter „Kuro“ Kurowski • Bundestagswahl: AfD-Erfolg schockt alle Parteien im Rat – Fünf Politiker für Oberhausen im Bundestag • Theaterintendant Florian Fiedler und sein Team starten mit einer Prozession durch die Innenstadt in die erste Oberhausener Spielzeit • RWO springt mit 1:0-Erfolg über die U23 von Borussia Dortmund auf Platz 2 der Tabelle in der Regionalliga West • Akrobatik pur: Circus „Flic Flac“ gastiert am Gasometer • „Der Berg ruft“: Neue Gasometer-Ausstellung ab März 2018 mit einer Gipfel-Skulptur des Matterhorns • Innenausbau des alten Lyzeums an der Elsa-Brändström-Straße kommt gut voran



Prächtiger Umzug: Die Siedlung Vondern feiert 111-jähriges Bestehen

Oktober

Neue Laubsammlung kommt bei den Bürgern gut an • Weißensteinstraße / Im Waldteich: Britischer Immobilienentwickler kauft Fläche von 30 Fußballfeldern von Thyssen-Krupp • Skaterhockey: Miners-Junioren werden im Finale gegen Köln deutscher Pokalsieger • Ein Romancier für die Marktstraße: Literaturhaus gewinnt Ralph Hammerthaler aus Berlin als „Straßenschreiber“ • Historische Häuser müssen renoviert werden: Mieter wollen Gustavstraße retten • Nadine Koch ist neue Stadtkönigin der Schützen • Steuerberatungsgesellschaft Veritas erhält Auszeichnung „Vorbildlich familienfreundliches Unternehmen“ • Tolle Stimmung bei Oktoberfesten in der Stadt • KFC Uerdingen für die „Kleeblätter“ eine Nummer zu groß: RWO verliert Spitzenspiel zuhause mit 0:1 • Zahlen sind dramatisch eingebrochen: Blutspender dringend gesucht • Sparkurs des Bistums erzwingt Halbierung der jährlichen Ausgaben bis 2030: Alle Gebäude der katholischen Gemeinden auf dem Prüfstand • Neue Preise für Rathaus-Dienstleistungen • Vonderner feiern

111 Jahre Siedlung • Karnevalsgesellschaft „Echte Fründe“ rettet Liricher Lichterfest • Holländisches Unternehmen plant neuen Hallen-Spielplatz auf dem ehemaligen Stahlwerkgelände • Razzia im Flüchtlingsheim an der Weierstraße • Rekordausgaben für Kinder in Not: Kosten für erzieherische Hilfen stiegen in acht Jahren um 63 Prozent • U19-Fußballer von Arminia Klosterhardt gewinnen in der Bundesliga West mit 1:0 bei Rot-Weiß Oberhausen • Erfolgreiche Testeinsätze: Stadt setzt auf Müll-Detektive • Stadt hat noch Sparbedarf: Oberhausener produzieren 300 Kilogramm Müll pro Kopf • Fachleute entdecken Mängel in der neuen Immobilie: Stadtarchiv kostet noch mehr Geld • Decathlon-Ansiedlungspläne in der Diskussion • RWO zieht mit einem 9:3-Sieg (!) über den Oberligisten SC Düsseldorf-West ins Viertelfinale des Niederrhein-Pokals • Stadt trauert um Künstler Walter „Kuro“ Kurowski, der im Alter von 78 Jahren verstorben ist



Ein Hammer von Alex Scheelen (r.) in der Schlussminute: RWO holt ein 1:1 bei RWE

November

Vom Kohlebrocken zur Zukunft: „Energiewenden“ heißt eine neuen Ausstellung in der Zinkfabrik Altenberg • Umstellung auf G 9 kommt, aber Ausnahmen sind möglich: Gymnasien in der Warteschleife • OB Schranz empfängt die neue Regierungspräsidentin Birgitta Radermacher • Neues Gemeindehaus für die Ev. Luther-Kirchengemeinde im Bismarckviertel kommt • Liedermacher Reinhard Mey begeistert seine Fans in der König-Pilsener-Arena • Mehr Licht rund um den Hauptbahnhof und im Berliner Park soll helfen, die offene Drogenszene zu bekämpfen • Schmerzlicher Sparkurs in den katholischen Gemeinden: Investoren für St. Peter, St. Josef-Heide und St. Marien-Rothebusch gesucht • Oberhausen erhält 2018 rund 223 Mio. Euro an Schlüsselzuweisungen vom Land – 16,8 Mio. Euro mehr als 2017 • Henrik Häcker leitet ab sofort als Geschäftsführer die Köpi-Arena • Geplantes Windrad in der Ruhraue: Bürgerinitiative vermisst Verhandlungswillen der Stadt Oberhausen • Feuerwehr birgt in Höhe der Marina weiblichen Torso

aus dem Rhein-Herne-Kanal – Polizei geht von Unglücksfall aus • Möbel-Discounter Poco feiert Neueröffnung auf ehemaligem Stahlwerkgelände • Im Revierderby bei RW Essen holen die RWO-Fußballer in letzter Minute ein 1:1-Unentschieden • Internationales Gitarrenfestival im „Gdanska“ • Riesenandrang in der Lutherkirche: Mehrere Hundert Gläubige feiern das Reformationsjubiläum • „Novemberlichter“: Stimmungsvoller Handwerkermarkt der Caritas auf dem Altenberg-Gelände • Rock-Cover-Band „Time“ gibt im Ebertbad Benefizkonzert zugunsten des Fördervereins der Christoph-Schlingensiefel-Schule